

Literatur als Wagnis/ Literature as a Risk

DFG-Symposium 2011

Herausgegeben von
Monika Schmitz-Emans

In Zusammenarbeit mit Georg Braungart,
Achim Geisenhanslüke und Christine Lubkoll

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-028280-1
e-ISBN 978-3-11-028289-4

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Satz: jürgen ullrich typesatz, Nördlingen
Druck und Bindung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
♻️ Printed on acid-free paper
Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhaltsverzeichnis

Monika Schmitz-Emans

Literatur als Wagnis — 1

Sektion I

Diskursgeschichte des Risikos

Achim Geisenhanslüke

Einleitung — 15

Dieter Heimböckel

Zwischen Kalkül und Gefahr — 22

Rainer Godel

Nescire aude? — 47

Till Dembeck

Wie publizieren? — 71

Britta Herrmann

High-risk Lifestyle und poetisches Risikomanagement um 1800 — 99

Wolf Gerhard Schmidt

„Le classicisme, c'est cela, l'avantgarde“ — 127

Stephanie Catani

Risikonarrative — 159

Hans Joachim Backe

Diskussionsbericht — 190

Sektion II

Literatur und Wissensdiskurse als Risikodiskurse

Georg Braungart

Einleitung — 201

Maximilian Bergengruen
Ökonomisches Wagnis/Literarisches Risiko — 208

Isabel Capeloa Gil
The Risk Doctrine — 239

John Neubauer
Wagnis der Evolution und der Kunst — 264

Evi Zemanek
Unkalkulierbare Risiken und ihre Nebenwirkungen — 279

Barry Murnane
Risiken und Nebenwirkungen — 303

Peter Schnyder
Abenteurer oder Automat? — 328

Cornelia Zumbusch
Wagestücke — 350

Hans Joachim Backe
Diskussionsbericht — 373

Sektion III
Risiken literarischer/künstlerischer Produktion, Risiken der Verständigung,
Risiken der Rezeption/medienbedingte Risiken

Monika Schmitz-Emans
Einleitung — 383

Dorothy Figueira
Venturing into Risky Zones — 390

Gerald E. P. Gillespie
„Je laboureray / Tant et plus, et saboureray / À gogo“ — 412

Alexander Nebrig
Das Wagnis der Sprache — 428

Maximilian Bergengruen

Ökonomisches Wagnis/Literarisches Risiko

Zu den Paradoxien des Kapitalerwerbs im Poetischen Realismus

Zwei Thesen sollen in diesem Aufsatz entfaltet werden: Die *erste* besagt, dass im Poetischen Realismus von Stifter (Abschnitt 3) bis Fontane, Raabe und Storm (Abschnitt 1) – analog zur deutschen Wirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts (Abschnitt 2) – die Smith zugeschriebene Position einer Präzedenz des ökonomischen Egoismus bestritten und an dessen Stelle der Gesamtnutzen als wirtschaftliches Movens in den Vordergrund gestellt wird. Sozusagen in Umdrehung der smithschen These werden Geschäftsmänner geschildert, die das ökonomische Wagnis eingehen, sich vorderhand um die Gesamtverfassung der Gesellschaft zu kümmern und damit belohnt werden, dass sie selbst reich werden.

Freilich halten, wie die *zweite* These besagt, diese Behauptungen einer zweiten Lektüre nicht unbedingt stand. Bei Stifter, so soll gezeigt werden, bleibt die vom Kopf auf die Füße gestellte These Smith' ein rein rhetorisches Phänomen, weil ihr zwar nicht widersprochen, sie jedoch, mangels Gegengewicht durch den Icherzähler, auch nicht verifiziert wird. Diese Tendenz verstärkt sich in den heterodiegetisch erzählten Romanen/Erzählungen Storms, Fontanes und Raabes, die als Gegenmodell des moralischen Geschäftsmanns nicht mehr nur den Smithianer, sondern dessen Radikalisierung und historischer Nachfolger, den Spekulanten, notieren. Diese Texte gehen das narrative Risiko ein, gegen ihre eigene Argumentation eine innere Verwandtschaft zwischen moralischem Geschäftsmann und Spekulant zu insinuieren und damit Letzteren nachhaltig aufzuwerten (Abschnitt 4).

1 Der unbekannte Gegenspieler des Spekulanten (Storm, Raabe, Fontane)

Der Spekulant ist niemals allein. Nicht nur, dass er für seine Geschäfte einen Partner benötigt, mit dem er sie abschließen kann. Darüber hinaus besitzt er – in den Romanen und Novellen des Poetischen Realismus, wohlgerne, denn von ihnen soll im Folgenden die Rede sein – einen Gegenspieler, der das gleiche Geschäft oder ein ähnliches betreibt, aber besser wirtschaftet. Besser für sich und besser für andere.

Drei Beispiele seien hier genannt: Erstens der „Spekulant“ Heinrich Carstens (Storm II, 507),¹ der in Storms Novelle *Carsten Curator* (Erstdruck 1878) beschrieben wird: ein noch junger, aber bereits alkoholabhängiger, vor allem aber äußerst risikoreich agierender Geschäftsmann, der außerhalb Husums finanzielle Projekte vorantreibt, die so nebulös sind, dass sie nicht näher benannt werden können. Außer ihrem Scheitern versteht sich: Heinrich steht schon als junger Mann vor einem veritablen Konkurs, der nur mit schwerwiegenden Folgen für das Familienvermögen abgewendet werden kann. Auch sein zweiter, kleiner angelegter Versuch, in Husum schnell zu Geld und Erfolg zu kommen – ein „Viehexport auf England“ und eine Austernfischerei –, scheitert an seinen „halbreife[n] Plänen“ und dem Fehlen einer „sachkundige[n] Hand“ (Storm II, 507). Und dieser Spekulant hat einen Vater namens Carsten Carstens, genannt Curator, der das Geschäft und Erbe seiner Vorväter – eine Handlung für Seemannsausrüstung (und das heißt im 19. Jahrhundert: „Wollwaren“; Storm II, 456) – mit seiner Schwester gewissenhaft versieht und dabei seinen Mitmenschen in Amtsgelegenheiten zur Seite steht: „Nicht der Gewinn, sondern die Teilnahme an der Arbeit“ stehen bei Carstens Curator-Tätigkeit im Vordergrund (Storm II, 456). Kaum jemand – außer Carsten selbst (darauf wird zurückzukommen sein) – versteht die Unähnlichkeit zwischen Vater und Sohn und damit zwischen Curator und Spekulant.²

Als zweites Beispiel mögen die ökonomischen Antagonisten Philipp Kristeller und August Mördling aus Raabes *Zum wilden Mann* (Erstdruck 1874)³ dienen: Kristeller hat seine Apotheke gleichen Namens, obwohl sie sich in einer viel zu

1 Ich zitiere *Carsten Curator* hier wie im Folgenden unter der Sigle ‚Storm II‘ nach Storm, Theodor: *Carsten Curator*. In: ders.: *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. II. Hg. von Karl Ernst Laage. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 456–523.

2 Vgl. hierzu die, freilich meist biographisch ausgerichtete, Forschung zu den Erblinien in *Carsten Curator*: Goldammer, Peter: „Culpa patris? Theodor Storms Verhältnis zu seinem Sohn Hans und seine Spiegelung in den Novellen ‚Carsten Curator‘ und ‚Hans und Heinz Kirch‘“. In: *Stormlektüren* (FS für Karl Ernst Laage). Hg. von Gerd Eversberg u. a. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 143–150, hier S. 148, sowie Laage, Karl Ernst: „Culpa patris, die Schuld des Vaters“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 46 (1997), S. 7–12. Zu Storms ästhetischem Spiel mit den Hereditätstheorien seiner Zeit (Degeneresenlehre, Darwinismus etc.), vgl. Bergengruen, Maximilian: „Das genetische Opfer. Biologie, Theologie und Ästhetik in Theodor Storms ‚Carsten Curator‘“. In: *ZfdPh* 129 (2010), S. 201–224. Zu Storms Auseinandersetzung speziell mit Darwin, freilich ohne dessen Erbtheorien, vgl. Fasold, Regina: „Theodor Storms Verständnis von ‚Vererbung‘ im Kontext des Darwinismus-Diskurses seiner Zeit“. In: *Stormlektüren*. Hg. von Eversberg u. a., S. 47–58.

3 Kristeller und Mördling sind in der Forschung öfter als Gegenfiguren gelesen worden, z. B. bei Roebing, Irmgard: *Wilhelm Raabes doppelte Buchführung. Paradigma einer Spaltung*. Tübingen: Niemeyer 1988, S. 66f., hier freilich unhistorisch im Vorgriff auf freudsche Überlegungen.

„gesunde[n] Gegend“ befindet (die immerhin zwei Vorgänger in den „Bankerott“ getrieben hat), dank der „wohltätige[n] Erfindung“ eines neuen „Magenbitter[s]“ (Raabe XI, 175; 232)⁴ zu einem gutlaufenden Kleinunternehmen ausgebaut. Angesichts der Tatsache, dass er nicht nur die Apotheke, sondern auch weitere Besitzungen wie „Haus und Hof, [...] Garten und Ställe“ sein Eigen nennt, gilt er im Dorfe als ein Mann, der finanziell etwas „vor sich gebracht“ hat – und zwar, wie er selbst sagt, „in schwerer Arbeit“ (Raabe XI, 233; 177; 198). Sein Gegenspieler auf Seiten der Spekulation⁵ ist August Mördling, der ihm vor dreißig Jahren 9.500 Taler in Staatspapieren für die Apotheke in einem Brief „[ge]schickt“ (Raabe XI, 196) hat und dieses Gründungskapital jetzt anscheinend wieder abziehen möchte,⁶ vorausgesetzt, dass Kristeller nicht mit ihm gemeinsame Sache machen möchte.⁷ Dabei verschweigt Mördling keineswegs seine hochspekulativen Pläne: Ihm schwebt eine Fabrik im ganz großen Stil für „Fleisch-Extrakt“ im „Kaiserreich Brasilien“ (Raabe XI, 235; 238) vor; ein Geschäft, das sich „rund um den Erdball“ ausbreiten soll (Raabe XI, 238).⁸ Die Vorstellung, wie sein Freund aus vergangenen Tagen im „verlorenen Winkel“ ein paar „Pillen“ zu drehen (Raabe XI, 237), ist ihm widerwärtig. Er möchte vielmehr – nota bene: auf Basis von Kristellers genialem Magenbitter – am anderen Ende der Welt „goldene Berge für uns und unsere Nachkommen aufschütten“ (Raabe XI, 247). Mördling geriert sich dabei nicht nur als ökonomischer, sondern auch als geistiger Spekulant, kommen doch seine Geschäftsideen nicht zuletzt in einer Sprechweise zum Ausdruck, mit der er „die Phantasie“ der „ganzen Gegend [...] verdorben“ hat (Raabe XI, 251).⁹

⁴ Ich zitiere *Zum wilden Mann* unter der Sigle ‚Raabe XI‘ nach Raabe, Wilhelm: *Sämtliche Werke. Braunschweiger Ausgabe*, Bd. XI. Hg. von Gerhart Mayer. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1973, S. 159–259.

⁵ Vgl. hierzu auch Muschg, Adolf: „Der leere Blutstuhl. Einige Bemerkungen über Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘“. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (1993), S. 85–93, hier S. 91.

⁶ Zu den inkompletten Vertragsschließungen in dieser Erzählung, vgl. Parr, Rolf: „Materielle und semantische Tauschprozesse in Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘“. In: *Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen*. Hg. von Georg Mein u. Franziska Schöbler. Bielefeld: Transcript 2005, S. 275–290, hier S. 287 f.

⁷ Auf dieses Detail weist Muschg („Der leere Blutstuhl“, S. 88 f.) hin.

⁸ Zur Figur des Auswanderers bzw. Rückkehrers aus dem „Überseeischen“ bei Raabe im Allgemeinen und im *Wilden Mann* im Besonderen, vgl. Krobb, Florian: *Erkundungen im Überseeischen. Wilhelm Raabe und die Füllung der Welt*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 133–160.

⁹ Vgl. zu diesem Satz, Thielking, Sigrid: „Du hast sozusagen der ganzen Gegend die Phantasie verdorben“. Raabeskes Erzählen am Beispiel der Fallgeschichte ‚Zum wilden Mann‘“. In: *DU 59/6*

Und noch ein drittes Gegensatzpaar von Geschäftsmännern gehört in diesen Zusammenhang: Kommerzienrat van der Straaten und Ebenezer Rubehn aus Fonantes *L'Adultera* (Erstdruck 1882);¹⁰ beide Financiers in Berlin. Ökonomisch fischen sie zwar nicht im gleichen Teich, dafür aber in dem der Liebe, nämlich in der zu Straatens Frau Melanie, einer geborenen de Caparoux aus Genf. Die Unterschiede zwischen den beiden Rivalen könnten größer nicht sein: Van der Straaten hat es aus eigener Kraft zum Kommerzienrat – dieser Titel wird in Preußen für Geschäftsleute mit erheblichem Vermögen und für den engagierten (nicht zuletzt: finanziellen) Einsatz für das öffentliche Wohl verliehen¹¹ – und später auch zum „Mitglied einer Enquêtes-Commission“ beim „Finanzminister“ (Fontane: Erz. IV, 83; 86),¹² mithin also zu höchsten politischen Ehren, gebracht.

Rubehn ist zwar von Beruf ein Geschäftsmann, der in Berlin das Bankhaus seines Vaters vertreten soll, tritt aber im Roman vor allem als Gesellschaftsmensch in Erscheinung. Nicht zuletzt der daraus resultierende Vorsprung an Zeit erlaubt es ihm, Melanie für sich zu gewinnen,¹³ nämlich just während jener Stunden, in denen ihr Mann die finanzpolitischen Geschehnisse Preußens mitbestimmt. Ganz eindeutig lebt Rubehn vom Vermögen, das sein Vater als Bankier aufgebaut hat. Statt es zu vermehren, schlingert er jedoch – zusammen mit dem Frankfurter Mutterkonzern – in einen vollständigen geschäftlichen „Zusammensturz“ (Fontane: Erz. IV, 158).

Deutlicher könnten die Unterschiede nicht sein: Hier der Kommerzienrat van der Straaten, dessen Interesse ganz offensichtlich dem öffentlichen Wohl gilt, das sich auf geheimnisvolle Weise mit seinem eigenen finanziellen zu decken scheint, dort der Spekulant Rubehn, der nicht einmal auf den eigenen ökonomischen Vorteil sehen kann, vom öffentlichen ganz zu schweigen.

Dass Rubehn der einzige der drei genannten Spekulanten ist, der an der Börse tätig ist oder es, wenn er mehr Zeit investieren würde, zumindest sein könnte,

(2007), S. 36–47. Zu den phantasieansprechenden Werbemethoden Mördlings, vgl. auch Krobb: *Erkundungen*, S. 151f.

10 Zu den Arbeits- und Schreibphasen dieses Romans, vgl. Radecke, Gabriele: „Fontanes Arbeitsweise. Textgenetische Studien zu ‚L'Adultera‘“. In: *Theodor Fontane. Neue Wege der Forschung*. Hg. von Bettina Plett. Darmstadt: WBG 2007, S. 212–229.

11 Vgl. hierzu Kaudelka-Hanisch, Karin: *Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf (1810–1918)*. Hagen: v. d. Linnepe 1993, S. 42–47.

12 Ich zitiere *L'Adultera* unter der Sigle ‚Fontane: Erz. IV‘ nach Fontane, Theodor: *Große Brandenburger Ausgabe*. 36 Bände, Abt. ‚Das erzählerische Werk‘, Bd. IV. Hg. von Gabriela Radecke. Berlin: Aufbau 1998.

13 Vgl. zu den Dekadenz-Bezügen dieser Ereignisse die Studie von Eilert, Heide: „Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera‘“. In: *Schiller-Jahrbuch* 22 (1978), S. 496–517, hier S. 502–511.

während die anderen beiden noch auf den Gewinn von selbst erzeugten oder kaufmännisch vertriebenen Waren spekulieren, mag eine Besonderheit des deutschsprachigen Realismus darstellen. Hier klingt der ältere, wertneutrale Begriff der „Spekulation“ als auf Gewinn ausgerichtete kaufmännische Geschäftstätigkeit, wie er z. B. im *Wilhelm Meister* verwendet wird,¹⁴ noch nach, vermischt sich jedoch mit dem neueren, eher pejorativen Begriff, der das virtuelle Moment des Handels (an der Börse) betont, wie er in der zeitgenössischen Wirtschaftslehre und z. B. in der französischen Literatur seit Mitte des Jahrhunderts verwendet wird.¹⁵

Beide Semantiken können im Poetischen Realismus verbunden werden, weil hier der Spekulant weniger über seine Geschäftstätigkeit denn über seine Charaktereigenschaften definiert wird – und zwar, das haben die Beispiele deutlich gemacht, in stereotypischer Abgrenzung zum ‚Seriosen Geschäftsmann‘ an seiner Seite. Die in der Forschung in diesem Zusammenhang hervorgehobenen Epitheta Jüdisch/Nicht-Jüdisch¹⁶ sind dabei nur zwei unter vielen – und, wie man an dem Roman *L’Adultera*, in dem *beide* Antagonisten jüdisch sind, sehen kann, auch nicht unbedingt ausschlaggebend.

Prägnanter und weitreichender ist die Dichotomie *Fremd vs. Deutsch* bzw. *Fremd vs. Hiesig*: Carsten – um wieder mit Storm zu beginnen – ist aus alteingesessener Husumer (Kleinbürger-)Familie. Seine Frau Juliane hingegen, zu der er sich wider besseres Wissen hingezogen fühlt, stammt aus der Fremde. Ihr Vater, auch er schon ein „Spekulant[]“, ist nach Husum wegen der „Kontinentalsperre“ (Storm II: 457), also der von Napoleon im Jahre 1806 gegen England verhängten Handelssperre, fast könnte man sagen: geschwemmt worden. Und Juliane selbst geht diesen fremden Herkunftsweg in der Erotik imaginär rückwärts, wenn sie mit einem „französische[n] Kaperkapitän“ flirtet (Storm II, 476),¹⁷ was den an sich zurückhaltenden und besonnenen Carsten so eifersüchtig und zugleich erregt macht, dass er mit ihr einen Sohn zeugt; eben jenen Heinrich Carstens, den

14 Goethe, Johann Wolfgang: „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. In: ders.: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände*. Bd. 1/9. Hg. von Wilhelm Voßkamp. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1992, S. 392 (= I/11).

15 Vgl. hierzu auch Hempel, Dirk: „Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie des Realismus“. In: *Denn wovon lebt der Mensch? Literatur und Wirtschaft*. Hg. von dems. u. Christine Künzel. Frankfurt/M. u. a.: Lang 2009, S. 97–116, hier S. 98.

16 Darauf – und auf die Aporien der Assimilierung – hebt Franziska Schößler in *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*. Bielefeld: Aisthesis 2009, S. 41–43 ab.

17 Vgl. auch Hempel: „Spieler“, S. 114.

Spekulanten, den es seinerseits aus Husum wegzieht, wohin er nur notgedrungen, nämlich nach seinem ersten (Beinahe-)Konkurs, zurückkommt.

August Mördling – um mit Raabe fortzufahren – ist schon zu Beginn der Bekanntschaft mit Kristeller ein Fremder („aus der Gegend war er nicht“; Raabe XI, 181). Nach obgenannter Geldverschickung verlässt er zudem sein Heimatland Deutschland und verdingt sich 30 Jahre als Soldat in der Fremde; ab einem gewissen Zeitpunkt anscheinend unter brasilianischer Flagge segelnd. Dieses neue Heimatland Brasilien ist es auch, das, wenn man ihm glauben kann, seiner Spekulation das benannte Groß-Format gibt: Statt kleiner Pillen im kleinen deutschen Dorf ist es ihm um das ganz große Geld im großen Land am anderen Ende des Ozeans zu tun.

Fontane arbeitet schließlich ebenfalls mit Nationalstereotypen: Alle drei Protagonisten aus *L'Adultera*, also van der Straaten, Rubehn und Melanie, sind Berliner und fühlen sich nur in dieser Stadt „daheim“ (Fontane: Erz. IV, 131). Aber die Abstammung bzw. die angenommenen Nationalcharaktere spielen trotzdem eine zentrale Rolle: Van der Straaten steht, wie er selbst sagt, für die deutsch-niederländische Rationalität („bin blos deutsch und von holländischer Abstraction“; Fontane: Erz. IV, 113f.). Rubehn ist, wiewohl in Frankfurt geboren, lange Zeit in Amerika gewesen, was anscheinend auf ihn abgefärbt hat: Er ist (auf diesen Zusammenhang weist der Erzähler des Öfteren hin) „kalt“, den Berlinern auf jeden Fall „zu kalt“ (Fontane: Erz. IV, 74). Melanie (wie Storms Juliane aus einer Pleite-Familie stammend)¹⁸ kommt – das verbindet sie wiederum mit Thomas Manns Antoinette Buddenbrook – aus der französischsprachigen Schweiz. Und diese „halb romanische[] Herkunft“¹⁹ macht sie, trotz eines Herzens „an der richtigen Stelle“, moralisch „leicht“ (Fontane: Erz. IV, 142).

Ein solcher Charakterzug vereint sich mit Melanies Selbstdefinition als „geborene[m] Hazardeur[]“, der gerne „Va banque“ spielt (Fontane: Erz. IV, 112). Diese, ursprünglich an der Figur Bismarcks eingeführte,²⁰ Tendenz zum riskanten Glücksspiel verbindet sie wiederum mit ihrem zweiten Mann, der als Spekulant sozusagen von Berufs wegen Pharo spielt²¹ (darauf wird zurückzukommen sein).

18 Fontane: Erz. IV, S. 7: „Ihr Vater starb früh, und statt eines gemuthmaßten großen Vermögens, fanden sich nur Debets über Debets“. Hinzu kommt die zweifelhafte Abstammung, die sich mit dem Verdacht auf Hochstapelei mischt: „Duquede lachte: „[...] Caparoux. [...] was heißt es denn am Ende? Rotkapp oder Rothkäppchen. Das ist ein Märchenname, aber kein Adelsname. [...] Und im Vertrauen [...], es gibt gar keine de Caparoux“ (ebd., S. 44).

19 Mann, Thomas: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*. Bd. 1/1. Hg. von Eckhart Heftrich. Frankfurt/M: Fischer 2002, S. 10.

20 Hierzu Müller-Seidel, Walter: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart: Metzler 1975, S. 175f.

Eine Neigung zum Geldspiel – das ist ein weiteres, stärker inhaltsbezogenes Kriterium des Spekulanten²² – findet sich auch bei Storms Heinrich Carstens. Seine Misere beginnt bzw. wird sichtbar zu einem Zeitpunkt, da er, noch als sehr junger Mann, Geld seines Handelsherren an einen Geschäftspartner überbringen sollte, dieses aber „verspielt“ hat (Storm II, 467). Die später vorgenommenen Risikogeschäfte sind – in der Logik der Novelle – nur eine qualitative Steigerung dieser Tendenz zum Glücksspiel. Es ist also die Hinwendung zum unkalkulierten und unkalkulierbaren Risiko, das den Spekulanten nach Meinung seiner literarischen Geburtshelfer in ökonomischen Geschäften auszeichnet.²³

In diesen Zusammenhang gehört eine weitere Dichotomie von Eigenschaften, die den Spekulanten und seinen Gegenspieler auszeichnet. Ersterer ist nämlich ein Egoist, während sein Antagonist das Wohl der anderen im Blick hat: Über van der Straatens Interesse am Gemeinwohl wurde bereits gesprochen. Auch moralisch wird von ihm gesagt, dass er gerade nicht, wie man von einem Financier erwarten könnte, „rücksichtslos“ sei, sondern durch und durch „gut“ (Fontane: Erz. IV, 49). Der Erzähler selbst beschreibt ihn schließlich, freilich nicht ohne Ironie, als einen Menschen, der wegen seines Reichtums „gewohnt war zu helfen, nach allen Seiten hin zu helfen“ (Fontane: Erz. IV, 37).

Rubehn hingegen ist, ich habe es oben bereits erwähnt, „kalt“, zumindest bis er Melanie trifft. Da er aber noch als ihr zweiter Mann ein großer Liebender werden wird, kann diese Eigenschaft irgendwann als „abgestreift“ bezeichnet werden (Fontane: Erz. IV, 131). Die Bedingung der Möglichkeit dafür ist seine Frankfurter, also deutsche, Herkunft und die Tatsache, dass er nur für einige Zeit in den Vereinigten Staaten war (so dass deren charakterliche Faiblessen ihm letztlich nichts anhaben konnten). Trotzdem scheint die Tatsache, dass er und seine Frau „Inséparables“ (Fontane: Erz. IV, 160) sind, auch damit zu tun zu haben, dass beide in allen Belangen aus „selbstische[m] Verlangen“ heraus handeln (Fontane: Erz. IV, 118). Auf dieses Beziehungsparadox wird ebenfalls zurückzukommen sein.

Eine solche bedingte Überwindung des Egoismus, wie sie Fontanes Erzähler Rubehn angedeihen lässt, wird August Mördling nicht zugestanden, der sich seelenruhig das Kapital aus der Apotheke auszahlen lässt, obwohl er weiß, dass er seinem Freund damit den Gerichtsvollzieher ins Haus schickt. Als dieser dann tatsächlich eintrifft, ist Mördling mit dem Geld über alle sieben Berge bzw. Weltmeere.

21 Schöblier: *Börsenfieber*, S. 53, weist ebenfalls auf diese Verbindung hin.

22 Zu dieser, in diesem Falle kritisch betrachteten Kombination, vgl. Stäheli, Urs: *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007, S. 37–88.

23 Vgl. hierzu Hempel: „Spieler“, S. 99.

Und geradezu zentral wird der Egoismus bei Heinrich Carstens, dessen Credo kurz und bündig lautet: „Wir kümmern uns um nichts“ (Storm II, 461). Dass es ihm damit Ernst ist, stellt er immer wieder unter Beweis, beispielsweise bei einem unangekündigt ausgefallenen Weihnachtsbesuch, der die Husumer Familie schwer besorgt, ihn selbst aber nicht einmal eine Nachricht abnötigt. So hatte es seine Mutter, über die er den Hang zur Spekulation anscheinend geerbt hat, auch schon gesagt: „Ich kümmere mich [...] um nichts“ (Storm II, 458). Und genau das steht im deutlichen Gegensatz zu Carsten, der von Berufs und Titel wegen ein Kümmerer, ein Curator, ist.

Das Stichwort „Egoismus“ zeigt, dass der Spekulant der Literatur der 1870er und 80er Jahre, und zwar in seiner Rolle als Gegenfüßler des seriösen Geschäftsmanns, einen Platz eingenommen hat, den vor der Jahrhundertmitte, freilich quasi unsichtbar, ein anderer innehatte: der Geschäftsmann im Sinne der Nationalökonomie eines Adam Smith, der, zumindest nach Meinung seiner Kritiker,²⁴ den Egoismus zur legitimen Bedingung allen geschäftlichen Handelns erhoben hat.

Bekanntlich unterstützen nach Smith die Gewerbetreibenden das „Allgemeinwohl“ nicht „bewußt“, sondern vielmehr dadurch, dass sie, von „ihre[r] Eigenliebe“ getrieben, „ihre eigenen Interessen wahrnehmen“. So, schreibt Smith, werden die Menschen „von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den zu erfüllen“ sie „in keiner Weise beabsichtigt“ haben.²⁵

2 Die deutsche Smith-Kritik: Nachfrage statt Produktion

Die Ablehnung des ökonomischen Egoismus und die Betonung des Gemeinwohls sind keine Besonderheiten des Poetischen Realismus, sondern stellen vielmehr zwei Topoi dar, die auch in der deutschsprachigen Nationalökonomie des 19. Jahrhunderts herangezogen werden²⁶ – und zwar auch hier in dezidiertem Auseinandersetzung mit Adam Smith.

²⁴ Zur Einseitigkeit der, insbesondere deutschen, Smith-Rezeption im 19. Jahrhundert in Bezug auf das Problem des Eigennutzes, vgl. Raphael, David D.: *Adam Smith*. Übers. von Udo Rennert. Frankfurt/M., New York: Campus 1991, S. 100–105.

²⁵ Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. Übers. u. hg. von Horst Claus Recktenwald. München: Dtv 2009, S. 17; 371.

²⁶ Vgl. zum Folgenden die instruktiven Ausführungen von Priddat, Birger P.: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. Marburg: Metropolis 1998, S. 111–132; 183–218; 261–320.

Dessen Standardwerk *The Wealth of Nations* erscheint 1776 im Original und im gleichen Jahr in deutscher Übersetzung. Es folgt eine quantitativ und qualitativ starke Rezeption im deutschen Sprachraum, die sich nicht zuletzt dadurch erklären lässt, dass Smith für die deutschen Ökonomen den Ausweg aus dem überkommenen Kameralismus darstellt. Gleichzeitig ist diese zu überwindende ökonomische Theorie natürlich nicht aus der Welt und nicht aus den Köpfen und Systemen. Daher kristallisieren sich auch unter den Autoren, die Smith keineswegs ablehnen, relativ bald Positionen heraus, die zwar nicht mehr auf staatliche Interventionen und Regulierungen setzen, wohl aber an Smith' Vorstellung einer Selbstregulierung des Marktes gewichtige Korrekturen anbringen.

So führt beispielsweise Bruno Hildebrand, ein Vertreter der so genannten älteren Historischen Schule, in seinem Standardwerk *Die Nationalökonomie der Gegenwart* aus, dass Smith' Theorien nicht von ihrem zeitlichen und räumlichen Kontext zu trennen seien²⁷ und formuliert, darauf aufbauend, eine Kritik an dessen Egoismus-These: „In dieser Erhebung des individuellen Vorteils“ – an anderer Stelle spricht er vom „Privategoismus“ – „zum obersten Princip der ökonomischen Wissenschaft liegt auch zugleich der Mangel jeder Beziehung derselben zur sittlichen Aufgabe des Menschengeschlechts“.²⁸

Was setzt nun die deutsche Nationalökonomie gegen diese beiden Mala der smithschen Theorie? Wie kommt man, um noch einmal Hildebrand zu zitieren, zur „sittlichen Vervollkommnung der Individuen“?²⁹ Mit Karl Knies, einem weiteren Vertreter der Historischen Schule, wird man sagen müssen: indem man nicht nur auf die Herstellung der Güter, sondern auch auf deren Distribution sieht. „Kein Nationalökonom“, so sein Argument, „wird es in Abrede stellen, [...] daß die Frage nach der besten Vertheilung des Nationalreichthums als die ergänzende Hälfte neben die Frage nach der größten Production desselben nothwendig zu stellen sei“.³⁰

Knies, der durchaus normativ denkt, geht es nicht um irgendeine Verteilung der Güter, sondern die „gute Verteilung“. Was aber eine gute Verteilung ist, kann und mag er nicht ein für alle Mal festlegen. Dies hänge immer von der „geschichtlichen Wandlung und Entwicklung der Völker und Individuen“ ab.³¹

²⁷ Vgl. Hildebrand, Bruno: *Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft*, Bd. I. Frankfurt/M.: Literarische Anstalt 1848, S. 28f.

²⁸ Ebd., S. 31f.

²⁹ Ebd.

³⁰ Knies, Karl: *Die politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode*. Braunschweig: Schwetschke 1853, S. 207f.

³¹ Ebd., S. 208.

Aus diesem Grunde muss die Volkswirtschaftslehre, wie dies Wilhelm Roscher in den *Grundlagen der Nationalökonomie*, dem ersten Band seines *Systems der Volkswirtschaft*, paradigmatisch beschreibt, historisch vorgehen: Statt einer „idealistischen Methode“, die beschreibt, was „sein sollte“, plädiert Roscher für die „geschichtliche[] [...] Methode“, welche die Ökonomie aus dem, was war und ist, entwickelt. Roscher versteht also, Friedrich Carl von Savignys historische Lehre der Rechtswissenschaften ins Ökonomische wendend, Nationalökonomie als „einfache Schilderung, zuerst der wirtschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes; zweitens der Gesetze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind; endlich des größern oder geringern Erfolges, den sie gehabt haben“.³²

Es ist kaum zu übersehen, dass sich die Behauptung Roschers, sich aller Normativität zu enthalten, aufs Schönste widerspricht. Auch er hat, wie Knies und Hildebrand, ein durch und durch idealistisches Interesse, setzt er doch an erste Stelle die „Bedürfnisse des Volkes“ (wie sie sind), dann die „Bedürfnisse des Volkes“ (wie sie befriedigt werden können) und als Drittes ebenfalls die „Bedürfnisse des Volkes“ (ob sie befriedigt wurden).

Mit dieser Schwerpunktsetzung spricht Roscher das zentrale Thema der smithkritischen deutschsprachigen Nationalökonomie an: die Aufwertung des Gebrauchs- oder Nutzwertes³³ gegenüber dem lediglich an den für die Produktion notwendigen Arbeitsprozessen orientierten³⁴ Tauschwert eines Produkts. Gegen die aus Sicht der deutschsprachigen Ökonomie einseitige Orientierung der Nationalökonomie am Produkt setzt Roscher – und zwar vor der Grenznutzentheorie von Carl Menger, William Stanley Jevons und Léon Walras – die sowohl qualitativ wie quantitativ zu verstehende Nachfrage: die Bedürfnisse der Bevölkerung.³⁵

Der Rückgriff auf den Gebrauchswert ist jedoch nicht nur – und das ist der springende Punkt an Roschers Theorie – ein moralischer oder staatsphilosophischer Gedanke, sondern auch ein genuin ökonomischer. Roscher setzt sich in diesem Zusammenhang insbesondere mit Jean-Baptiste Sais „Théorie des débou-

32 Roscher, Wilhelm: *System der Volkswirtschaft, Bd. I: Die Grundlagen der Nationalökonomie*. Stuttgart: Cotta 1857, S. 31f., 36, 38, 42.

33 Vgl. zu diesem Unterschied, auch mit Bezug auf den ästhetischen Wert, Hutter, Michael: „Wertwechselstrom. Zum Verhältnis zwischen ökonomischem und ästhetischem Wert“. In: *Wert Wechsel. Zum Wert des Kunstwerks*. Hg. von Susanne Anna u. a. Köln: König 2001, S. 27–66.

34 Hierzu Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. München: Sequenzia 2002, S. 339f.; mit Verweis auf Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übers. von Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997, S. 310–313.

35 Zum Bedürfnis (und seinem Zusammenhang zum Mangel) als Konstante einer anthropologisch ausgerichteten Ökonomie im 19. Jahrhundert, vgl. ebd., S. 314f.

chés“ auseinander.³⁶ Say hatte in seinem *Traité d'économie politique* von der ersten Auflage aus dem Jahr 1803 an, ausführlich jedoch in der vierten Auflage von 1819 und der fünften von 1826,³⁷ argumentiert, dass „Geld“ nur ein „blosses Werkzeug zu dem doppelten Tausche“, darstellt, „wodurch wir solche Producte die wir nicht selbst consumiren wollen, gegen solche umsetzen, die wir consumiren wollen“.³⁸

Aus diesen, im Übrigen Smith geschuldeten, Überlegungen,³⁹ „geht hervor, was beym erstem Anblick ein Paradoxon scheint, dass lediglich die Production den Producenten ihre Absatzwege eröffnet“, weil „jedes Product vom Augenblick seiner Erzeugung an für den ganzen Betrag seines Werthes anderen Producten einen Absatzweg eröffnet.“⁴⁰ Dass sich die Produktion – makroökonomisch gesehen – ihre Nachfrage sichert, beschreibt nicht nur zeitgleich James Mill,⁴¹ sondern auch der (von Roscher ebenfalls erwähnte) John Stuart Mill in den *Essays on Some Unsettled Questions of Political Economy* (Erstdruck 1844), wenn er ausführt, dass „niemals eine größere Menge von Waren produziert“ wird, „als es Konsumenten dafür gibt“, weil „Produzieren“ bedeute, „daß der Produzent konsumieren will“.⁴²

Roscher formuliert nun einen entscheidenden Einwand gegen diese Theorie: Ökonomische Prozesse so zu bestimmen, wie Say, Mill und Mill es versuchen, sei Ökonomie „nach Art der Mathematiker“. Statt theoretischer Unterstellungen gelte es vielmehr, in der historischen Wirklichkeit die wirklichen „Triebfedern“ des Menschen bei der „Consumtion“ zu berücksichtigen. Und genau dieser „Trieb“ des Menschen ist nach Roscher – und hier schließt sich der Kreis wieder, nur in

36 Roscher, Wilhelm: „Die Produktionskrisen auf die letzten Jahrzehnde“. In: *Die Gegenwart. Eine enzyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände*, Bd. III. Leipzig: Brockhaus 1850, S. 721–758, hier S. 724.

37 Vgl. hierzu Kates, Steven: *Say's Law and the Keynesian Revolution. How Macroeconomic Theory Lost its Way*. Northampton, Cheltenham: Elgar 1998, S. 22–24; Sowell, Thomas: *Say's Law. An Historical Analysis*. Princeton: Princeton UP 1989, S. 18.

38 Say, Jean-Baptiste: *Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft [...]*. Übers. von Carl Eduard Morstadt. Bd. II. Heidelberg: Oswald 1819, S. 242 (= III, 2: „Von den allgemeinen Wirkungen der Consumtion“).

39 Smith: *Wohlstand*, S. 280: „Denn Geld dient allein dem Umsatz von konsumierbaren Gütern“. Vgl. hierzu Sowell: *Say's Law*, S. 15, 19.

40 Say: *Darstellung*, Bd. I, S. 241, 244 (= I, 15: „Von den Absatzwegen“).

41 Zur Frage, ob J. Mill oder Say das Saysche Gesetz erfunden haben und zu den Differenzen, vgl. Kates: *Say's Law*, S. 21–35, sowie Sowell: *Say's Law*, S. 17 f.

42 Mill, John Stuart: *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*. Übers. von Karin de Sousa Ferreira u. hg. von Hans G. Nutzinger, Frankfurt/M: Campus 1976, S. 74.

diesem Falle mit stärkerer Betonung der mikro- wie markroökonomischen Effektivität (und nicht nur der Moral) – über die historische Methode zu erkennen.⁴³

Wer, so lässt sich Roschers Theorie zusammenfassen, die Nachfrage, in ihrer empirischen bzw. historischen Dimension, nicht ernstnimmt und nur auf die Produktionsseite schaut, wer also glaubt, dass dies „zwei verschiedene Seiten einer und der selben Handlung“ seien,⁴⁴ gefährdet nicht nur einerseits die Wohlfahrt des Landes (Egoismus-Kritik), sondern auch und insbesondere die eigene. Er riskiere nämlich, von den, in der Mitte des Jahrhunderts auftretenden, Absatzkrisen fortgerissen zu werden.

Genauer gesagt wird der smithsche oder saysche Produzent Opfer des eigenen Egoismus, der ihm nun in Gestalt des Spekulanten gegenüber tritt, welcher mit seinem Produkt handelt: „Wenn sich plötzlich auf irgend einem Gebiete sehr günstige Absatzconjuncturen eröffnen, so werden sie bei lebhaften, durch starke innere Concurrenz gespornten Völkern fast regelmäßig von der Gesammtheit der Speculanten überschätzt“. Der Grund liegt im Egoismus des spekulierenden Zwischenhändlers: „Jeder einzelne handelt so, als wenn er allein die Gelegenheit ausbeuten könnte; und eine Krise erfolgt um so unvermeidlicher, je mehr die Gunst der Umstände auch für den Mindergebildeten faßlich, und auch für den Minderwohlhabenden zugänglich war“.⁴⁵

Dieser kleine Parcours durch die zeitgenössische Ökonomietheorie – mit Schwerpunkt auf der Historischen Schule – macht deutlich, dass der bei Storm, Fontane und Raabe zu beobachtende Antagonismus von Gemeinwohl-orientiertem Geschäftsmann und Spekulant seine historische Wurzel in der deutschsprachigen Smith-Kritik hat. In der Literatur der Jahrhundertmitte, die den Spekulanten als sichtbaren Gegenfüßler des moralischen Geschäftsmanns noch nicht kennt, war, so soll im Folgenden gezeigt werden, diese Position sogar noch bis in ihre ökonomischen Details, d. h. bis in die Betonung von Absatz und Bedürfnis als Movers moralischen Handelns und Handels, sichtbar.

⁴³ Roscher: *Die Produktionskrisen*, S. 725; ders.: *Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach geschichtlicher Methode*. Göttingen: Dieterich 1843, S. 2.

⁴⁴ Roscher: *Produktionskrisen*, S. 725.

⁴⁵ Ebd., S. 730. Diese Theorie des Risikos durch „leichtsinnige[] Speculation“ übernimmt Roscher in verschiedenen anderen Publikationen, insbesondere in dem dritten Band seines Systems der Volkswirtschaft (*System der Volkswirtschaft. Bd. III: Nationalökonomik des Handels und Gewerbetleißes*. Stuttgart: Cotta 1881, S. 730). Auch in den *Ansichten zur Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte*. Leipzig, Heidelberg: Winter 1861, formuliert Roscher seine „Lehre von den Absatzkrisen“ (S. 279).

3 Absatz, Gemeinwohl und Gewinn bei Stifter (Zwei Schwestern)

Das literarische Projekt des Ökonomen, der das Wagnis eingeht, sein Geld um des allgemeinen Wohls und mithin der Bedürfnisse der Bevölkerung willen auszugeben, und doch finanziell erfolgreich ist, wird prototypisch in Adalbert Stifters *Zwei Schwestern* (Journalfassung von 1845, Studienfassung, nach der hier zitiert wird, von 1850)⁴⁶ vorangetrieben.⁴⁷

Es ist dabei alles andere als ein Zufall, dass in dieser Erzählung, ähnlich wie in der *Mappe meines Urgroßvaters* und im *Nachsommer*, die beschriebene väterliche Hauptfigur⁴⁸ im agrarischen Sektor und nicht in der Industrieproduktion bzw. im Handel tätig ist, wird doch im 19. Jahrhundert die Landwirtschaft als „Urproduction[]“⁴⁹ und damit als Urform jeglicher Geschäftstätigkeit angesehen, aus der sich alle anderen Formen der Wertschöpfung und -steigerung ableiten und erklären lassen. Dies gilt auch und insbesondere für Stifter, der den „Ackerbau“ ebenfalls als das bessere „Gewerbe“ ansieht, weil hier die „meisten [...] gesunden, einfachen Sitten geblieben sind“, die auch dem Gewerbe gut anstünden, nämlich

46 Ich zitiere nach Stifter, Adalbert: *Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. 30 Bände*. Hg. von Alfred Doppler, Wolfgang Frühwald u. Hartmut Laufhütte. Stuttgart: Kohlhammer 1978–2010 (Sigle: ‚Stifter‘ plus Bandangabe und Seiten).

47 Zur letztlich ermüdenden Debatte, ob Stifter dem Realismus zugerechnet werden dürfe oder nicht (ein Plädoyer dafür findet sich z. B. bei Laufhütte, Hartmut: „Der ‚Nachsommer‘ als Vorklang der literarischen Moderne“. In: *Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk*. Hg. von Hartmut Laufhütte u. Karl Möseneder. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 486–507, hier S. 486), vgl. die instruktiven Bemerkungen von Turk, Horst: „Die Schrift als Ordnungsform des Erlebens. Diskursanalytische Überlegungen zu Adalbert Stifter“. In: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Hg. von Jürgen Fohrmann u. Harro Müller. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, S. 400–417, hier S. 400–404.

48 Auf die Ähnlichkeiten verschiedener Erzähler und Erzählsituationen bei Stifter macht Margret Walter-Schneider in: „Das Unzulängliche ist das Angemessene. Über die Erzählfigur in Stifters ‚Nachsommer‘“. In: *Schiller-Jahrbuch* 34 (1990), S. 317–342, hier S. 318, aufmerksam.

49 Wilhelm Roscher gibt dem zweiten Teil seines *Systems der Volkswirtschaft* den Titel *Nationalökonomie des Ackerbaues und der verwandten Urproductionen* (Stuttgart: Cotta, 1860). Hier führt er aus, dass der „Ackerbau[]“ den „Uebergang [...] zum städtischen Gewerbefleiß[]“ darstellt (S. 49), dass also die „Anfänge“ des Gewerbefleißes ursprünglich mit dem des Ackerbaus identisch waren und sich „erst allmählich [...] daraus entfalten“ hätten (S. 57). Dieser *Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes* ist dann der dritte Band gewidmet.

die „Geschäftslehre“.⁵⁰ Agrarbetriebe stehen bei Stifter also weniger für historische Wirtschaftsprozesse, wie des Öfteren behauptet wird,⁵¹ sondern dienen vielmehr der Rekonstruktion eines logischen und moralischen Ursprungs der zeitgenössischen Ökonomie.

Der Titel der Novelle, „Zwei Schwestern“, verweist bekanntlich auf eine doppelte Handlung und topographische Ordnung: Einerseits geht es um die Schwestern Milanollo, die der Icherzähler Otto Falkhaus und sein Zimmernachbar im Gasthof zur Dreifaltigkeit, Franz Rikar, in Wien im Theater sehen, andererseits um die Töchter Rikars, Camilla und Maria.⁵² Diese lernt Falkhaus kennen, nachdem er sich auf die Suche nach seinem ehemaligen Wiener Zimmernachbarn gemacht hat, der aufgrund eines ökonomischen Schicksalsschlags nicht mehr die Mittel hat, zuhause zu wohnen. Nach längerer und intensiver Suche kann der Icherzähler ihn aber in Oberitalien finden, wo dieser sich, sozusagen von Null anfangend, ein Anwesen und einen agrarischen Familienbetrieb aufgebaut hat.

Falkhaus, selbst ein erfolgreicher agrarischer Gewerbetreibender, hat eine dezidiert ökonomische Sichtweise auf die Rikar-Geschichte. Er schreibt, wie er ausdrücklich vermerkt, „diese Begebenheit“ in ein „Buch, das ich mir in Tirol zusammen geheftet hatte, um Wirtschaftsgegenstände einzuschreiben“ (Stifter I/6, 363). In gewissem Sinne macht er auch jetzt, da er das Buch scheinbar zweckentfremdet, nicht anderes: Er schreibt „Wirtschaftsgegenstände“ ein, nur nicht seine eigenen, sondern die seiner Gastfamilie und ihres ökonomischen Aufstiegs.⁵³

Deren Geschichte ist schnell erzählt: Rikar kommt aus einer wohlhabenden, halb Mailänder, halb Südtiroler Handelsfamilie, desgleichen seine Frau, deren Eltern mit seinen in „Handelsverbindung“ standen. Eine ideale Heirat also, auch und besonders unter ökonomischen Gesichtspunkten. Diese Erfolgsgeschichte endet jedoch abrupt: Es kommt zu „üble[n] Nachreden“, einem „Prozeß“, den

50 Stifter, Adalbert: „Ueber unsere gegenwärtige Lage“. In: ders.: *Sämmtliche Werke*. Hg. von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, Bd. XVI. Prag: Calve'sche Universitätsbuchhandlung 1927, S. 123.

51 So z. B. Wagner, Karl: „Patriarchalisches Stilleben? Ein sozialgeschichtlicher Versuch über Stifters ‚Nachsommer‘“. In: *Stifter-Vierteljahresschrift* 19 (1980), S. 139–165, der argumentiert, dass im *Nachsommer* ein historisches ökonomisches Modell geschildert würde, genauer: der verzweifelte Versuch, zu der Wirtschaftsform des ganzen Hauses (Brunner) zurückzukehren.

52 Zur Geschwisterkonstellation, vgl. Bartl, Andrea: „Ungleiche Zwillinge: Adalbert Stifters ‚Zwei Schwestern‘ – mit einem anthropologischen Seitenblick auf Ernst von Feuchtersleben“. In: *Schwester. Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung*. Hg. von Corinna Onnen-Isemann u. a. Frankfurt/M., New York: Campus 2005, S. 153–170.

53 Vgl. zu dieser Passage auch Geulen, Eva: *Worthörig wider Willen. Darstellungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*. München: Iudicium 1992, S. 119.

Rikar überraschenderweise verliert (Stifter I/6, 321f.) – und mit ihm beinahe seinen ganzen Besitz. Vom Prozess ausgenommen ist jedoch das, anfangs verfallene, oberitalienische Haus, in dem die Rikars jetzt wohnen und in dem sie – auf Initiative der Tochter Maria – trotz des angeblich unfruchtbaren Bodens einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb aufbauen.

Die Erklärung für die Wendung zum Guten wird durch einen John-Locke-Satz geleistet, den auch Kant in seiner Anthropologie zitiert: „Schmerz ist der Stachel der Tätigkeit“.⁵⁴ Der Icherzähler fasst nämlich die Überlegungen seines Gastfreundes so zusammen, „daß der Schmerz und das, was wir im gewöhnlichen Leben ein Uibel nennen, [...] den Menschen ermahnt, ihn über sich selbst erhebt, oder ihm Schätze des Gemüts zeigt und darlegt, die sonst ewig in der Tiefe verborgen gewesen wären“ (Stifter I/6, 334).⁵⁵

Der Schmerz des Verlustes führt Rikar jedoch nicht – und hier sind wir wieder bei der Gedankenfigur der nicht-ökonomischen Ökonomie angelangt – zum Egoismus oder zu dem Entschluss, um jeden Preis besser als die lokalen Marktteilnehmer zu sein.

Ein Konkurrenzkampf gegen die anderen Bauern wäre auch im Falle der Rikars widersinnig, da es erstens deren nur wenige gibt, eigentlich nur einen, und zweitens dieser eine, Alfred Mussar, seine Nachbarn in die Kunst des Anbaus von landwirtschaftlichen Erzeugnissen überhaupt erst eingeführt hat. Und auch nach dieser Einführung herrscht zwischen den zwei Agrarbetrieben Freundschaft, ja man kann sogar, mit Alfreds Worten, sagen, dass „Allgemeinheit unter uns eingeführt“ wurde (Stifter I/6, 346).

Doch alleine über das Geben und die Öffnung der Eigentumsgrenzen werden auch die Rikars bei Stifter nicht reich. Zentrales Thema ist in den *Zwei Schwestern* – wie schon in der *Mappe* – die liebevolle Kultivierung des Bodens. Im Sinne der, auch in der *Mappe* ausführlich thematisierten, ‚Natürlichen Magie‘ bzw. Signaturrenlehre führt Alfred aus:

Freilich ist die Natur im Ganzen, wozu indeß der Mensch auch als Glied gehört, das Höchste. Sie ist das Kleid Gottes, den wir anders als in ihr nicht zu sehen vermögen, sie ist die Sprache, wodurch er einzig zu uns spricht, sie ist der Ausdruck der Majestät und der Ordnung: aber sie geht in ihren großen eigenen Gesetzen fort, die uns in tiefen Fernen liegen.

54 Kant, Immanuel: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, A 170, mit Bezug auf John Locke, *Essay, Concerning human understanding*. Hg. von Peter Nidditch. Oxford: Clarendon-Press 1975, S. 249 ff. (= II, 21, 29 ff.).

55 Vgl. zu dieser Gedankenfigur auch Geulen: *Worthörig*, S. 117.

Wiewohl diese Gesetze der Natur verborgen sind, so Mussar weiter, ist es jedoch für den Menschen möglich, sie zu lernen, insbesondere, wenn er berücksichtigt, dass es eine Analogie zwischen dem Menschen und der Natur gibt, die nichts anderes als „Spiegelbilder von uns“ darstellt. Bei Menschen, Tieren und letztlich allen Graden der „Abstufung der Dinge“ gilt, dass wir sie „lieben“ können und müssen (alle Zitate: Stifter I/6, 356 f.).⁵⁶

Die Kultivierung der Natur ist also in den Augen Rikars und Mussars nicht anders möglich als durch die Liebe zur Natur, zu den Produkten, die sie den Menschen schenkt, und durch die Liebe zu eben diesen Menschen. Diese Metaphysik der Liebe mündet nun in eine durch und durch ökonomische Strategie – und zwar genau in jene, die auch in der smithkritischen, deutschsprachigen Ökonomie vorherrscht: die Betonung des qualitativen und quantitativen Absatz in ökonomischen Prozessen.

Maria, auf deren Ideen die Wirtschaftsweise der Rikars hauptsächlich zurückgeht, erwähnt schon beim ersten Rundgang durch die Besitzungen, dass auf dem oberitalienischen Hof nur das produziert wird, was „die Leute wollen“ (Stifter I/6, 286). Ähnlich äußert sich ihr Vater in einem Gespräch über die landwirtschaftlichen und ökonomischen Strategien der Familie:

Ich glaube, wir können in der Zukunft ohne Sorgen leben, da die Dinge, die wir hervorbringen, ein wirkliches *Bedürfnis* der Menschen sind, da wir sie immer auf das beste zu erzeugen bemüht sind, und da wir uns um alle neuen Wege, Erfindungen und Begehungen bekümmern (Stifter I/6, 331 f.; Herv. MB).

56 Der Herausgeber Ulrich Dittmann verweist in Stifter I/9, 393 als Belegstelle auf die ersten beiden Bücher von Herders *Ideen*. Begemann, Christian: „Metaphysik und Empirie. Konkurrierende Naturkonzepte im Werk Adalbert Stifters“. In: *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Hg. von Lutz Danneberg u. a. Tübingen: Niemeyer 2002, S. 92–126, hier S. 113–116, vermutet einen Rekurs auf Ruffs *Naturgeschichte für Kinder*, in der die Lehre von den verschiedenen Reichen der Natur thematisiert wird. Mir scheint es jedoch plausibler, hier, ähnlich wie in der *Mappe*, in der „Hoch-eimbs“, d. i. Paracelsus', Bücher (Stifter I/5, 38) ausdrücklich erwähnt werden, vom Kontext der *Magia naturalis*, speziell der Signaturlehre, auszugehen. Es ist nämlich offensichtlich, dass die angesprochene Stelle auf die frühneuzeitliche, im Paracelsismus besonders ausgeprägte, Vorstellung rekurriert, dass die Natur oder Welt die „außgewickelte“ oder „*explicit[e]*“ Form dessen ist, was Gott in sich „*compliciert* oder eingewickelt“ darstellt. Aus diesem Grunde lässt sich die Natur als „*Characterismi vnd Signaturatae naturales* der Natur“ lesen; eine Sprache oder Schrift, die Gott „nicht mit Dingen/ sondern mit“ seinem „Finger [...] in allen Creaturen eingegraben oder angeschrieben“ hat und die sich als sein, also „Gottes Buch“ lesen lässt“ (Crollius, Oswald: *De signaturis internis rerum. Die lateinische Editio princeps [1609] und die deutsche Erstübersetzung [1623]*. Hg. von Wilhelm Kühlmann u. Joachim Telle. Stuttgart: Steiner 1996, S. 185 f.).

Entscheidendes Stichwort ist das, bereits aus der zeitgenössischen Ökonomie bekannte, „Bedürfnis“: Wie Risach im *Nachsommer* versucht auch Rikar seine Produkte „auf das beste“ zu erzeugen. Dieses Beste ist jedoch nicht nur von Produktionsseite aus gedacht (wie in der klassischen Nationalökonomie), sondern auch und besonders von der Seite des Rezipienten aus. Der ökonomische Erfolg der Rikars rührt also daher, dass sie Dinge produzieren, für die im qualitativen wie quantitativen Sinne wirkliche Nachfrage besteht. Weil die Rikars ihre Mitmenschen und die Natur lieben, weil sie in diesem doppelten Prinzip der Liebe ihre Landwirtschaft und den Verkauf der Güter in die Wege leiten, stellen sie Dinge her, die ihre Umwelt auch wirklich benötigt.

Damit tun die Rikars nicht nur ihrer Umwelt einen Liebesdienst, sondern auch sich selbst. Sie stellen nämlich, anders als der saysche oder smithsche Produzent, gleichzeitig sicher, dass ihre Produkte tatsächlich gekauft werden und dass für sie ein realer Preis gezahlt wird. Und dies rechnet sich, bei aller Liebe, auch für ihren Hof, verstanden als ökonomisches Unternehmen.

Es ist des Öfteren darauf hingewiesen worden, dass Stifter in seinen Romanen und Erzählungen, allen voran im *Nachsommer*, eine Gegenwelt zur „Schlechtigkeit [...] in den Staatsverhältnissen der Welt in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst“⁵⁷ entwirft.⁵⁸ Diese Schlechtigkeiten sind jedoch in den jeweiligen Texten nur virtuell präsent, da sie nicht eigens benannt werden.

Die hier zitierte Passage aus einem Brief an Gustav Heckenast folgt interessanterweise auf einen ökonomischen Diskurs über das momentane „Stoken“ von Geldflüssen, das Heckenasts Geschäft beeinträchtigt; ein Zustand, über den sich Stifter, wie er schreibt, ausführlich mit „Geldkundige[n]“ beraten hat. Seine Auseinandersetzung mit ökonomischen Fragestellungen beginnt jedoch nicht erst zu dieser Zeit. Die zeitgenössische Geldwirtschaft ist für Stifter deswegen ein wichtiger theoretischer Einsatzpunkt, weil es – und hier bedient er sich einer aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert herrührenden Gedankenfigur – die Grenzen und

57 Stifter, Adalbert: „Brief an Gustav Heckenast, 11.2.1858“. In: ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. XIX, S. 93.

58 Vgl. zu dieser Interpretationstendenz, Begemann, Christian: *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995, S. 323f. Leucht, Robert: „Ordnung, Bildung, Kunsthandwerk. Die Pluralität utopischer Modelle in Adalbert Stifters ‚Der Nachsommer‘“. In: *Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit*. Hg. von Michael Gamper u. Karl Wagner. Zürich: Chronos 2009, S. 289–306, macht angesichts dieses Satzes auf den utopischen Charakter der Romananlage aufmerksam.

das Maß im Mechanismus zwischen Konsumenten und Produzenten ausgehebelt hat.⁵⁹

Der zeitgenössische Produzent, heißt es in einem seiner Aufsätze aus den 1840er Jahren, will „schnell reich werden“ und „strebt“ daher „nicht mehr, dauerhafte und gute Waare zu machen“, sondern „sucht nur die Sache aus den Händen zu bekommen“. Dem stellt Stifter eine „Geschäftsehre“ gegenüber, die besagt, dass der Gewerbetreibende (deren erster, wie oben erwähnt, der Landwirt ist) „dauerhafte und gute Waare“ herstellt und dafür lediglich „mit dem einfachen, natürlichen Gewinne vorlieb nimmt, der ihn und die Seinigen nährt, der bei ordentlichem Betriebe ihn nach und nach wohlhabend und für das Alter sorgenfrei macht, und auch noch andere Menschen neben sich bestehen und leben läßt“.⁶⁰

Die Ausweitung dieses Gedankens auf die Käuferseite hat Stifter ebenfalls in den 1840er Jahren theoretisch vorgenommen: Der Konsument sieht sich – wie es in einem weiteren Aufsatz heißt – durch das Geld einer unendlichen „Steigerung“, der „Wechselmarter“ von „*Erwerben und Verzehren*“, ausgesetzt, die keine Stoppregele wie beispielsweise die der „Bruderliebe“ zu den Mitmenschen kennt.⁶¹

Diese geldgesteuerte Dynamik auf Produzenten- wie Konsumentenseite lässt sich nun – wie die *Zwei Schwestern* deutlich machen – begrenzen, wenn man vom Geld zurück auf die Produkte geht, aber nicht, wie bei Say und Smith, vom Produzenten aus gedacht, sondern mit strengem Blick auf die Konsumentenseite: Wenn die Produkte einem objektiven oder natürlichen Bedürfnis beim möglichen Käufer entsprechen, produziert der Hersteller nicht nur um des reinen Gewinns und konsumiert der Käufer nicht nur um des reinen Konsums willen. Die Verschränkung dieser zwei Marktstrategien versteht Stifter als ein zugleich einträgliches wie moralisches Geschäftsleben, in dem „Bruderliebe“ gilt und der Geschäftsmann den „Menschen neben sich bestehen und leben läßt“.⁶²

Festzuhalten bleibt freilich, dass die Orientierung der Ökonomie auf Absatz, Bedürfnis und Moral in den *Zwei Schwestern* lediglich auf der rhetorischen Ebene verbleibt. Ähnlich wie Heinrich Drendorf im Nachsommer in Bezug auf Ri-

⁵⁹ Vgl. zu dieser, nicht auf Stifter begrenzten, Gedankenfigur: Vogl: *Kalkül und Leidenschaft*, S. 250f.

⁶⁰ Stifter: „Ueber unsere gegenwärtige Lage“. In: ders.: *Sämmtliche Werke*, Bd. XVI, S. 124.

⁶¹ Stifter, Adalbert: „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“. In: ders.: *Sämmtliche Werke*, Bd. XV, S. 32f. Pfeiffer, Peter C.: „Adalbert Stifter's Money Thing“. In: *Stifter-Jahrbuch* 11 (2004), S. 80–86, hier S. 82, interpretiert diese Passage zu einseitig als Kapitalismus-Kritik Stifters.

⁶² Ebd.

sach⁶³ ist Falkhaus von den Meinungen Rikars und fast noch mehr von denen Marias, auf deren Initiative der landwirtschaftliche Betrieb überhaupt erst entstanden ist, abhängig. Er, dessen Eltern sehr früh gestorben sind und der, wie er gerne betont, „noch immer unverheiratet“ ist (Stifter I/6, 270; Herv. MB), sieht in Rikar einen Vaterersatz und in Maria eine künftige Ehefrau. Daher verwundert es nicht, dass Falkhaus, ähnlich wie Heinrich, der bei seiner ersten Begehung des Rosenhofs alle Nachfragen zu dessen Wirtschaftsweise immer wieder „vergaß“ (Stifter IV/1, 62),⁶⁴ sich nicht zu einer eigenen, sei es kritischen, sei es bestätigenden, Sichtweise auf die Ökonomie der Rikars durchringen kann. Ob der behauptete wirtschaftliche Erfolg sich auch wirklich in den Geschäftsbüchern von Risach und Rikar niederschlägt oder nur in deren Köpfen, bleibt also bemerkenswerterweise offen.

4 Riskante Erzählstrategien (Storm, Raabe, Fontane)

Wenn nun der Spekulant im Realismus der 70er und 80er Jahre des 19. Jahrhunderts die Rolle des smithschen ökonomischen Egoisten einnimmt und damit auch personell in Erscheinung tritt, dann gehen damit bestimmte Verschiebungen einher, dergestalt, dass die bei Stifter lediglich nicht ausgeschlossene Kritik an der moralischen und absatzorientierten Ökonomie sichtbarer Teil der Handlung bzw. Diegese wird. Effekt dieser neuen Visibilität ist jedoch nicht, wie man denken könnte, eine Verdammung des spekulativen Geschäftsmanns auf ganzer Linie, sondern vielmehr ein Zugewinn an, wenn auch nur verdeckt gehegter, Sympathie durch den Erzähler. Es lässt sich nämlich beobachten, dass in den Romanen/Erzählungen aus den 70er und 80er Jahren die anfangs erfolgte Abwertung des risikoorientierten Spekulanten in der Abfolge der Diegese wieder unterlaufen wird.

⁶³ Vgl. zur Subjektschwäche des Icherzählers im *Nachsommer*, Begemann, Christian: „Adalbert Stifter. Der Nachsommer“. In: *Lektüren für das 21. Jahrhundert. Schlüsseltexte der deutschen Literatur von 1200 bis 1990*. Hg. von Dorothea Klein u. Sabine M. Schneider. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 203–226, hier S. 220–222; ders.: *Welt der Zeichen*, S. 326 f. u. 341, mit Verweis auf die Vorarbeiten bei Buggert, Christoph: *Figur und Erzähler. Studie zum Wandel der Wirklichkeitsauffassung im Werk Adalbert Stifters*. München: Lerche 1970, S. 153–203; 270–284.

⁶⁴ Zum Verzicht auf Fragen beim *Nachsommer*-Erzähler, vgl. auch Walter-Schneider: *Das Unzugängliche*, S. 319.

Kehren wir, um diese zweite These zu entfalten, zu Fontanes *L'Adultera*, Raabes *Zum wilden Mann*, Storms *Carsten Curator* zurück, mit denen wir begonnen haben. Alle drei Texte arbeiten – wie oben dargelegt – zu Beginn mit dem Gegensatzpaar moralisches Wagnis vs. risikoreiche Spekulation; und zwar verbunden mit einer deutlichen Abwertung der Spekulation.

Und dennoch sind die Erzählungen/Romane nicht so eindeutig, wie das aufgegriffene dichotome Muster erwarten lässt. Sie halten nämlich auch Hinweise für eine zweite, relativierende Lesart bereit, in der wider Erwarten eine Gemeinsamkeit zwischen moralisch-wagendem Geschäftsmann und risikoorientierten Spekulanten deutlich wird.

Rubehn aus *L'Adultera* ist insofern ein ungewöhnlicher Spekulant, da er ja, wie oben ausgeführt, durch seine Ehe mit Melanie eine Wendung zum Guten durchmacht. Am Ende erlebt er zwar noch, wie es sich für einen Spekulanten gehört, einen veritablen Konkurs, aber auch das „Zusammenbrechen der Rubehn'schen Finanz-Herrlichkeit“ gereicht ihm letztlich zum Besseren, da er danach einer wirklichen Arbeit mit festem Einkommen nachgeht: Er wird „amerikanischer Correspondent“ in einem „Bankhaus“ (Fontane: Erz. IV, 158f.).⁶⁵

Es ist jedoch nicht so – und hiermit öffnet sich eine zweite Lesart des Romans –,⁶⁶ dass Rubehn seine Spekulationsgabe, seine Hingebung an die Verschwendung und an das unkalkulierbare Risiko im zweiten Teil des Romans vollständig verloren hätte. Vielmehr hat er sie nur dorthin transferiert, wohin sie gehört: in die Liebe.⁶⁷

Denn was sagt Melanie, als sie sich von ihrem Gatten, dem Kommerzienrat van der Straaten, trennt? Sie definiert sich, ich habe es oben erwähnt, als ein „geborene[r] Hazardeur[]“, der gerne „Va banque“ spielt (Fontane: Erz. IV, 112).

⁶⁵ Vgl. zu diesem versöhnlichen Ende z.B. Müller-Seidel: *Soziale Romankunst*, S. 168; Meyer, Hermann: „Theodor Fontane ‚L'Adultera‘ und ‚Der Stechlin‘“. In: *Theodor Fontane*. Hg. von Wolfgang Preisendanz. Darmstadt: WBG 1973, S. 201–232, hier S. 206; Plett, Bettina: „L'Adultera“. In: *Fontanes Novellen und Romane*. Hg. von Christian Grawe. Stuttgart: Reclam 2004, S. 65–91, hier S. 87–90, und Jeong, Hang-Kyun: *Dialogische Offenheit. Eine Studie zum Erzählwerk Theodor Fontanes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 34–59.

⁶⁶ Zu den zwei Lesarten des Romans, freilich in einem anderen Kontext, vgl. Helmstetter, Rudolf: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*. München: Fink 1998, S. 109.

⁶⁷ Vgl. zur Liebes- bzw. Ehebruchsgeschichte, die sich zwischen Melanie und Rubehn abspielt und auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, von der Lühe, Irmela: „Wer liebt, hat recht“. Fontanes Berliner Gesellschaftsroman ‚L'Adultera‘. In: *Fontane-Blätter* 61 (1996), S. 116–133, und Caviola, Hugo: „Zur Ästhetik des Glücks. Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera‘“. In: *Seminar* 26 (1990), S. 309–326.

Genau diese Eigenschaft führt am Ende des Romans zu der erwähnten „Wahlverwandschaft[]“ mit Rubehn, bei der, wie es heißt, „seitens des stärkeren und deshalb berechtigteren Elements das schwächere verdrängt worden sei“ (Fontane: Erz. IV, 160).⁶⁸

Die Wahlverwandschaft der Unzertrennbaren, d.h. Melanie und Rubehn, besteht also in der Hinwendung zum unkalkulierbaren Risiko. Und diese Hinwendung hat eine schwache Seite, d.i. die ökonomische Spekulation (mit der Rubehn Pleite geht), und eine starke, nämlich die die Bedingungslosigkeit der Gefühle. Und hier – in der Überantwortung des ökonomischen Risikos und der Verschwendung an die Liebe – ist Rubehn, nicht zuletzt dank Melanie, van der Straaten bei Weitem überlegen.

Denn van der Straaten kann seinen deutsch-holländischen Geschäftssinn auch an der Tür zum Schlafgemach seiner Frau nicht ablegen. Und so gut sich seine überlegten Finanzstrategien an der Börse und seine allgemeinwohlergerichtete Handlungsweise beim preußischen Finanzminister machen, in der Liebe, zumal bei einer Frau, die selbst bedingungslos auf emotionales Risiko setzt, sind sie fehl am Platze. Hier haben „selbstisches Verlangen“ (Fontane: Erz. IV, 160), also der unbedingte Wille zum eigenen Gefühl, und risikoorientierte Strategien der Erfüllung der Wünsche ihren Ort.

Und so kann van der Straaten nichts Ungeschickteres sagen, wenn er seine trennungsentschlossene Frau zum Bleiben überreden will, als: „Ich bitte Dich, übereile nichts. Meine Course stehen jetzt niedrig, aber sie werden wieder steigen“ (Fontane: Erz. IV, 113).⁶⁹ Deutlich zu sehen ist, dass der Kommerzienrat auch hier auf sein Erfolgsrezept, die Aktienpolitik der ruhigen Hand, zurückgreift, wo doch Risiko bis zur Aufgabe gefragt wäre. Wie Rubehn auf ökonomischer Ebene den Hang zur Spekulation abgelegt hat, so hätte van der Straaten diesen auf dem Gebiet der Emotionen erlernen müssen. Nur: So etwas lernt man nicht.

68 Vgl. zum Zusammenhang von Goethes *Wahlverwandschaften* und Fontanes *L'Adultera*: Müller-Seidel: *Soziale Romankunst*, S. 168; Konrad, Susanne: „Fontanes ‚L'Adultera‘. Eine kritische Wahlverwandschaften-Lektüre“. In: *Kleine Lauben, Arcadien und Schnabelewopski. Festschrift für Klaus Jeziorkowski*. Hg. von Ingo Wintermeyer. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995, S. 81–93.

69 Schößler: *Börsenieber*, S. 63, weist richtig darauf hin, dass hier Ehe als Geschäft verkauft wird (ähnlich schon Becker, Sabina: „Wiederhergestellte Weiblichkeit, alternative Männlichkeit. Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera‘“. In: *Weiber weiblich, Männer männlich? Zum Geschlechterdiskurs in Theodor Fontanes Romanen*. Hg. von ders. u. Sascha Kiefer. Tübingen: Francke 2005, S. 127–158, hier S. 149f.); man muss jedoch hinzufügen: in diesem Falle, zumindest aus Melanies Augen, als ein schlechtes, langweiliges und unrentables. Zu van der Straatens Liebeskonzept, vgl. auch Althoff, Gabriele: *Weiblichkeit als Kunst. Die Geschichte eines kulturellen Deutungsmusters*. Stuttgart: Metzler 1991, S. 15f.

Wie oben ausgeführt, ist Kristeller – ich komme zum *Wilden Mann* – in den Augen seiner Mitbürger der einzige Mann im Dorfe, „der es zu etwas gebracht hat“ (Raabe XI, 176). Mit dem nachgelieferten Wissen um die Hintergründe der Apothekengründung sieht die Sache allerdings etwas anders aus: Der von ihm entwickelte Likör scheint tatsächlich nicht nur medizinisch, sondern auch ökonomisch ein Heilmittel zu sein – oder besser: Er könnte es sein.

Die Dorfbewohner wissen nämlich nicht, dass Kristeller sein Geschäft nicht auf der Basis eines ererbten Grundvermögens führt. Wäre dem so, könnte man von einer gelungenen Geschäftspolitik sprechen, die Kristeller im Laufe seines Lebens verfolgt hat. Aber entgegen dieser Vermutung waren Kristeller und seine Braut Joanne in ihren jungen Jahren nur in Bezug auf das „Glück“, nicht aber in Bezug auf die eigene Ökonomie „Millionär[e]“. Der Grund ist schnell gesagt: „Sie hatte wenig und ich gar nichts“ (Raabe XI, 172).

Eigentlich hätte Kristeller durchaus eine Erbschaft zu erwarten gehabt. Aber sein „Vormund“ war ein „zerfahrener und leichtsinniger Mann“, der auf das Geld nicht „Achtung gegeben“ hat, mit dem Erfolg, dass er es „bis auf ein Minimum“ durchgebracht hat (Raabe XI, 177f.). Ein angeblicher Curator also, der recht eigentlich Spekulant war.

Nun hat also Kristeller kein Erbe, möchte aber eine Familie gründen und einen Beruf ergreifen. Und da es dieser Beruf mit sich bringt, ein Kleinunternehmen, wie es eine Apotheke darstellt, zu führen, benötigt er dringend Kapital. Da trifft es sich gut, dass ihm sein depressiver Freund August Mördling vor seiner Abreise die „9500 Taler[]“, sicher angelegt in „Staatspapieren“ (im 19. Jahrhundert war das noch sicher), überlässt; im Übrigen das „Erbe“ von Mördlings „Väter[n]“ (Raabe XI, 209; 217). Wichtig für den weiteren Verlauf der Geschichte ist nun, dass Joanne und Philipp das Geld zwar nicht *als*, aber zumindest *wie* ein Darlehn“ benutzen und „verwalten“ wollen (Raabe XI, 197; Herv. MB).

Das ist ja auch der Grund, warum der Apotheker seinem alten Freund Mördling nach seiner Rückkehr das Geld zurückzahlen will, ohne dass dieser das selbst ansprechen muss.⁷⁰ Es versteht sich für Kristeller von selbst, dass ein Kredit, und zwar mit Zinsen (also alles in allem „zwölftausend Taler“), renummeriert werden muss. Als Freundschaftspflicht sieht es der Apotheker zudem an, auch das „Rezept zum ‚Kristeller‘“ (Raabe XI, 255) gratis dazuzugeben.

Nur hat der Apotheker mit dem mördlingschen Kapital jedoch nicht so gewirtschaftet, als ob es sich um ein Darlehen handelte, das man zurückzahlen muss,

⁷⁰ Es ist Dorette, die Schwester Kristellers, die es ausspricht: „Philipp, er braucht Geld! Er braucht sein Geld, und er ist gekommen, es zu holen!“ (Raabe XI, 244).

sondern um ein Erbe,⁷¹ auf dem man sein Geschäft aufbauen kann – und das erst der Tod oder der Notar an die Erben zurückzahlt. Dorette spricht dies ganz deutlich aus: „Wäre dieser – Mann um zwanzig Jahre früher gekommen, so würde ich ja mit Freuden mit deinem Kopfkissen meine Bettdecke hingegeben haben; aber wahrhaftig, jetzt ist es für uns zu spät im Leben geworden“ (Raabe XI, 254).⁷²

„Zu spät im Leben“: Die Kristellers (die Schwester Dorette ist an die Stelle der früh gestorbenen Braut getreten) haben das „Darlehen“, entgegen ihrem eigenen Anspruch, nicht bei Zeiten ‚getilgt‘, was mit einer recht langen ‚Laufzeit‘ und einem gutlaufenden Geschäft ja durchaus möglich gewesen wäre. Zumindest theoretisch. Denn Dorette führt, die Mär von der „harten Arbeit“, mit der Kristeller die Apotheke angeblich aufgebaut hat, zurückweisend, aus: „Du bist diese dreißig Jahre lang deinen Liebhabereien und dem Geschäfte nachgegangen; aber ich habe die Bücher geführt und weiß, wie wir stehen. O, es reicht noch; aber es reicht auch nur gerade hin“ (Raabe XI, 245).

Dorette spricht ökonomischen Klartext: In den Geschäftsbüchern der Apotheke ‚Zum wilden Mann‘ steht es nicht zum Besten; nicht mal, wenn man die 9.500 bzw. 12.000 Taler als reale Geschäftsgrundlage betrachten würde. Zieht man nun diesen Betrag als ein Darlehen vom Geschäftskapital ab, bleibt von diesem fast nichts übrig. Das heißt: Der Apotheker ist in den 30 Jahren immer auf der Stelle getreten und hat gerade nichts „vor sich gebracht“ (Raabe XI, 245).

Was macht er also, der ehrbare und erfolgreiche Geschäftsmann Kristeller, das Gegenbild des Spekulanten Mördling, nachdem er das ‚Darlehen‘ zurückgezahlt hat? Er muss Hypotheken aufnehmen, nicht nur auf das Haus, sondern auch und insbesondere auf seine Ländereien. Und zwar in einer Höhe, die bar jeglicher ökonomischen Vernunft sind. Daraus macht der Erzähler keinen Hehl: Kristeller „bekam viele Briefe von Bankiers und sonstigen Handelsleuten und

71 An dessen Stelle tritt ja das vermeintliche „Darlehen“ im doppelten Sinne, da es sich um das Erbe von Mördling handelt, während Kristellers eigenes vom Vormund verspekuliert wurde.

72 Über die metaphysische Dimension der Geldübergabe ist in der Forschung viel geschrieben worden: Hoffmann, Volker: „Zum wilden Mann“. Die anthropologische und poetologische Reduktion des Teufelspaktthemas in der Literatur des Realismus am Beispiel von Wilhelm Raabes Erzählung“. In: *Schiller-Jahrbuch* 30 (1986), S. 472–492, liest die Geldübergabe als Teufelspakt. Im folgt Oliver Jahraus: „Unrealistisches Erzählen und die Macht des Erzählers. Zum Zusammenhang von Realitätskonzeption und Erzählinstanz im Realismus am Beispiel zweier Novellen von Raabe und Meyer“. In: *ZfdPh* 122 (2003), S. 218–236, hier S. 230f., mit Verweis auf die ökonomische Dimension (Kapitalismus als Teufelspakt). In kritischer Distanz zu Hoffmann, aber letztlich doch im Anschluss an ihn bewegt sich Detering, Heinrich: *Theodizee und Erzählverfahren. Narrative Experimente mit religiösen Modellen im Werk Wilhelm Raabes Theodizee*. Hg. von Albrecht Schöne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990, S. 87.

trieb selber allerlei Handel. Er fing an, in Ländereien zu *spekulieren*, und zwar in seinen eigenen“ (Raabe XI, 249; Herv. MB).

Das Stichwort heißt – und dieser Ausdruck fällt bemerkenswerterweise nur für Kristeller und nicht für Mördling – „spekulieren“. Natürlich ist Kristeller kein wirklicher Spekulant, niemand der tatsächlich in großem Stil „Ländereien [...] spekulieren“ würde, aber das, was er macht, um seine Schulden zurückzuzahlen, erinnert den Erzähler doch sehr deutlich an diese Spekulation en gros.⁷³

Und auch das Ende Kristellers würde einem waschechten Spekulanten zur Ehre gereichen: Es kommt schließlich zu einer „Auktion“ (Raabe XI, 253), also zu einer, sicherlich nicht freiwilligen, Versteigerung der landwirtschaftlichen Besitztümer. Dem Apotheker und seiner Schwester bleiben lediglich das „Haus“ und der „Inhalt der Büchsen und Gläser in der Offizin“ (Raabe XI, 256). Angesichts dieser unerwarteten Wendung der Ereignisse denken auch Freunde und Bekannte in die Richtung, die der Erzähler eingeschlagen hat: Sie „kamen zuletzt sämtlich auf die nicht ganz unwahrscheinliche Vermutung, daß ihr Freund, Herr Philipp Kristeller, in schlechten Papieren ganz heimlich *spekuliert und sich verspekuliert habe*“ (Raabe XI, 256; Herv. MB).⁷⁴

Deutlicher könnte man nicht sagen, dass es eine innere Verwandtschaft, ja einen Rollentausch gibt zwischen dem angeblich seriösen, dem öffentlichen Wohl zugetanen Kaufmann Kristeller und dem vorgeblichen Spekulanten Mördling, der ja vielleicht nur ein Spekulant in der Phantasie ist und/oder seine 12.000 Taler ganz seriös in Deutschland in eine Kristeller-Produktion investiert. Man kann es auch andersherum sagen: Kristeller hätte mehr von der spekulativen Phantasie Mördlings haben müssen, um am Ende nicht der ökonomische Spekulant werden zu müssen, dessen Gegenteil er zu sein schien. Mit seiner genialen Erfindung des

73 In früheren Studien wurden Kristeller und Mördling als die zwei Seiten des Gründerjahre-Kapitalismus behandelt (Thürmer, Wilfried: „Entfremdetes Behagen. Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘ als Konkrektion gründerzeitlichen Bewußtseins“. In: *Raabe-Jahrbuch* [1976], S. 151–161; im Anschluss an Thürmer: Krobb: *Erkundungen*, S. 133; zu Thürmer: Hessing, Jakob: „Verlustmeldungen. ‚Zum wilden Mann‘ – drei Interpretationen“. In: *Raabe-Jahrbuch* [1997], S. 72–102); dies ist nachvollziehbar, aber letztlich nicht präzise genug, weil bei dieser Herangehensweise die, durchaus unterschiedlichen, zeitgenössischen ökonomischen Strategien nicht benannt werden können.

74 Die Auflösung der Gegensätze in dieser Erzählung, freilich nicht im Bereich des Ökonomischen, betont auch Dobstadt, Michael: „Unter das schützende Dach dieser neuen Geschichte zu gelangen“. Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘ als Versuch, der Moderne literarisch beizukommen“. In: *Signaturen realistischen Erzählens im Werk Wilhelm Raabes. Anlässlich des 100. Todestages*. Hg. von Dirk Göttsche u. a. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 19–40, hier S. 26.

Magenbitters und etwas ökonomischer Phantasie hätte er – das ist die Lehre von August Mördling – alles dafür Nötige an der Hand gehabt.⁷⁵

Es gibt in *Carsten Curator* – um mit dieser Novelle zu schließen – eine Figur, die eine ganz klare Trennung zwischen den guten Erbanlagen des Curators Carsten und den schlechten des Spekulanten Heinrich macht – und das ist Carstens Schwester Brigitte: „Ich weiß nur, daß der Junge, leider Gottes, nach der Mutter eingeschlagen ist“ (Storm II, 478). Die Carstens, so ihre Auffassung, haben mit einem spekulativen Charakter wie dem Heinrichs nichts, aber auch gar nichts zu tun.

Carsten selbst verneint diese klare Unterscheidung. Er sieht durchaus eine Mitschuld am Charakter seines Sohnes, nämlich durch die oben erwähnte Erregung von Eifersucht und Libido durch seine Frau. Für den Curator gilt es als ausgemacht, dass „die Stunde“, in der ein Kind gezeugt wurde, nicht „gleich“ im Sinne von gleichgültig ist (Storm II, 478). Und in dieser Stunde hat sich Carsten an den Charakter seiner Frau angeglichen, ja ihn im gewissen Sinne überboten.⁷⁶ Auch er hat also eine endogene, wenn auch kaum wahrnehmbare charakterliche Nähe zum Typ Egoist und mithin zum Spekulanten.

Von dieser hereditären Mitschuld (und deren Reflexion bei Carsten) rühren moralische und ökonomische Konsequenzen her. Der an sich so ehrbare Kaufmann und Curator Carsten verhält sich nämlich an einer Stelle ganz und gar nicht honorig, dann nämlich, wenn er seiner – charakterlich makellosen – Pflgetochter Anna, die zur Heirat mit und damit zur finanziellen Salvierung von Heinrich bereit ist, nichts über dessen Beinahe-Konkurs erzählt (der wie gesagt nur deswegen keiner war, weil Carsten für ihn mit dem Familienvermögen gehaftet hat): „Er versuchte zu sprechen; aber die Worte wollten nicht über seine Lippen“ (Storm II, 505).⁷⁷

75 Der originellen These Fauth, Soren R.: *Der metaphysische Realist. Zur Schopenhauer-Rezeption im Spätwerk*. Göttingen: Wallstein 2007, S. 100, dass Kristeller ein christusförmiger Willensverneiner im Sinne Schopenhauers (im Gegensatz zum Willensbejaher Mördling) sei, der damit am Ende zum heimlichen Sieger der Geschichte erkoren wird, fehlen letztlich die Belege (kritisch zu dieser These auch Dobstadt: *Unter das schützende Dach*, hier S. 20).

76 Vgl. hierzu Bergengruen, Maximilian: „Das genetische Opfer. Biologie, Theologie, und Ästhetik in Theodor Storms ‚Carsten Curator‘“. In: *ZfdPh* 129 (2010), S. 201–224.

77 Anna bringt also nicht nur ein Opfer – hierzu Bergengruen, ebd. und Jackson, David: „Frauenopfer und Frauenverrat. Theodor Storms Novelle ‚Carsten Curator‘“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 48 (1999), S. 43–56, hier S. 51, der sich wiederum auf Laage, Karl Ernst: „Die Schuld des Vaters in Theodor Storms Novelle ‚Carsten Curator‘“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 44 (1995), S. 7–22, hier S. 15–17, und auf ders.: *Culpa patris*, S. 9, bezieht –, sondern wird durch Carsten auch zu einem Opfer gemacht.

Auch in Bezug auf diesen Quasi-Konkurs selbst gibt es einige Hinweise, welche die disjunkte Trennung zwischen dem moralischen Geschäftsmann Carsten und dem risikoorientierten Spieler Heinrich aufheben. Warum hat Carsten mit mehr als dem halben Familienvermögen gehaftet, um die Schulden seines Sohnes aufzufangen („über die besten Nummern“ seines schriftlich niedergelegten Vermögensstandes „war ein roter Strich gezogen“)? Carsten, der z. B. „Kuratelrechnung[en]“ in anderen „Konkurssache[n]“ sehr genau vornimmt, scheint in diesem Falle das über Generationen angehäuften Familienvermögen ohne großes Zögern und Nachdenken dreingegeben zu haben, um seinen Sohn aus dem Konkurs freizukaufen (alle Zitate: Storm II, 497 f.).

Erst beim zweiten „Bankerott“, dem in Husum, haftet er nicht mehr – dies freilich nur, weil das Familienvermögen, das er Heinrich in Form von Haus und Geschäfte vermacht hat, bereits in der Konkursmasse steckt, er also nichts mehr zu haften hat. Passenderweise hält er lediglich die Vermögenswerte, die er als Curator für Anna übernommen hat („Die Papiere Deiner Frau“; Storm II, 515), aus dem Konkurs N° 2 heraus.

Deutlich zu sehen, dass Carsten als Curator, d. h. für andere, sehr gewissenhaft, gut und anscheinend auch rentabel arbeitet, aber nicht für sich selbst und nicht für seine Familie. Denn seine eigentliche Tätigkeit, der oben erwähnte Wollwarenhandel, stagniert ebenfalls seit Jahren – und zwar aus keinem anderen Grund, weil sich Carsten der Curator-Tätigkeit widmet: „Der kleine Handel freilich sank bei so vielen Vertrauensämtern [...] zu einer Nebensache herab“; später geht er sogar seinen „immer schwächeren Gang“ (Storm II, 457; 512).

Nun müsste Carstens berufliche Umorientierung nicht unbedingt problematisch sein, da Kuratel-Tätigkeit ja durchaus lohnend sein kann; vorausgesetzt freilich, dass die „Teilnahme an der Arbeit“, wie er selbst sagt, an erster Stelle steht, der „Gewinn“ jedoch nicht ganz vergessen wird (Storm II, 457; 512). Genau das scheint aber der Fall zu sein. Der Erzähler weist des Öfteren darauf hin, dass Carsten zu wenig Rücklagen im Alter hat und verknüpft dies kausal mit seiner Curator-Tätigkeit: „Der alte Carsten Curator führte zwar noch diesen seinen Beinamen; aber er führte ihn fast nur noch wie ein pensionierter Beamter seinen Amtstitel, und freilich ohne alle Pension“ (Storm II, 512; Herv. MB).

Wenn am Ende der Novelle die gesamte Habe Carstens – wie das der Kristellers – einer Zwangsversteigerung unterworfen wird („während drinnen der Auktionshammer schallte“; Storm II, 521), der Curator selbst also Bankrott geht und nur auf Kosten seiner Pflgetochter (für die er eigentlich sorgen sollte) weiterleben kann, dann werden auch bei Carsten die Züge des Risikospekulanten deutlich, die angeblich nur sein aus der Art geschlagener Sohn besitzt. Beide enden im Bankrott und bei beiden ist es die fehlende Sorge um sich und ihre Familie, die dazu führt. Zwar sind es vollständig andere Gründe, diese Sorge außer Acht zu

lassen; aber es gibt, was durchaus wörtlich zu verstehen ist, eine innere Verwandtschaft.

In allen drei Fällen – so lässt sich zusammenfassen – erlauben sich die Erzählungen/Romane aus den 70er bzw. 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in ihrer Erzählökonomie nicht nur eine, aus den 40er bzw. 50er Jahren herrührende, gewagte narrative Struktur, in der das Paradox des altruistisch orientierten Kapitalerwerbs zur Grundlage des Erzählens gemacht wird, sondern auch eine risikoreiche Gegenstrategie, durch welche die eindeutigen Wertungen der Argumentation aufgebrochen und zugunsten der moralisch ausgeschlossenen, aber ästhetisch anscheinend sehr attraktiven Spekulation neu geordnet werden.

Siglenverzeichnis

- Fontane: Erz. IV = Fontane, Theodor: *Große Brandenburger Ausgabe*. 36 Bände, Abt. ‚Das erzählerische Werk‘, Bd. IV. Hg. von Gabriela Radecke. Berlin: Aufbau 1998.
- Raabe XI = Raabe, Wilhelm: *Sämtliche Werke*. Braunschweiger Ausgabe, Bd. XI. Hg. von Gerhart Mayer. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1973, S. 159–259.
- Stifter [Band], [Seite] = Stifter, Adalbert: *Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. 30 Bände*. Hg. von Alfred Doppler, Wolfgang Frühwald u. Hartmut Laufhütte. Stuttgart: Kohlhammer 1978–2010.
- Storm II = Storm, Theodor: *Carsten Curator*. In: ders.: *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. II. Hg. von Karl Ernst Laage. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1987, S. 456–523.

Literaturverzeichnis

- Althoff, Gabriele: *Weiblichkeit als Kunst. Die Geschichte eines kulturellen Deutungsmusters*. Stuttgart: Metzler 1991.
- Bartl, Andrea: „Ungleiche Zwillinge: Adalbert Stifters ‚Zwei Schwestern‘ – mit einem anthropologischen Seitenblick auf Ernst von Feuchtersleben“. In: *Schwestern. Zur Dynamik einer lebenslangen Beziehung*. Hg. von Corinna Onnen-Isemann u. a. Frankfurt/M., New York: Campus 2005, S. 153–170.
- Becker, Sabina: „Wiederhergestellte Weiblichkeit, alternative Männlichkeit. Theodor Fontanes Roman ‚L’Adultera““. In: *Weiber weiblich, Männer männlich? Zum Geschlechterdiskurs in Theodor Fontanes Romanen*. Hg. von ders. u. Sascha Kiefer. Tübingen: Francke 2005, S. 127–158.
- Begemann, Christian: „Adalbert Stifter. Der Nachsommer“. In: *Lektüren für das 21. Jahrhundert. Schlüsseltexte der deutschen Literatur von 1200 bis 1990*. Hg. von Dorothea Klein u. Sabine M. Schneider. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 203–226.
- Begemann, Christian: „Metaphysik und Empirie. Konkurrierende Naturkonzepte im Werk Adalbert Stifters“. In: *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*. Hg. von Lutz Danneberg u. a. Tübingen: Niemeyer 2002, S. 92–126.

- Begemann, Christian: *Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995.
- Bergengruen, Maximilian: „Das genetische Opfer. Biologie, Theologie und Ästhetik in Theodor Storms ‚Carsten Curator‘“. In: *ZfdPh* 129 (2010), S. 201–224.
- Buggert, Christoph: *Figur und Erzähler. Studie zum Wandel der Wirklichkeitsauffassung im Werk Adalbert Stifters*. München: Lerche 1970.
- Caviola, Hugo: „Zur Ästhetik des Glücks. Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera‘“. In: *Seminar* 26 (1990), S. 309–326.
- Crollius, Oswald: *De signaturis internis rerum. Die lateinische Editio princeps (1609) und die deutsche Erstübersetzung (1623)*. Hg. von Wilhelm Kühlmann u. Joachim Telle. Stuttgart: Steiner 1996.
- Detering, Heinrich: *Theodizee und Erzählverfahren. Narrative Experimente mit religiösen Modellen im Werk Wilhelm Raabes Theodizee*. Hg. von Albrecht Schöne. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1990.
- Dobstadt, Michael: „Unter das schützende Dach dieser neuen Geschichte zu gelangen‘. Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘ als Versuch, der Moderne literarisch beizukommen“. In: *Signatures realistischen Erzählens im Werk Wilhelm Raabes. Anlässlich des 100. Todestages*. Hg. von Dirk Götttsche u. a. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010, S. 19–40.
- Eilert, Heide: „Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman ‚L'Adultera‘“. In: *Schiller-Jahrbuch* 22 (1978), S. 496–517.
- Fasold, Regina: „Theodor Storms Verständnis von ‚Vererbung‘ im Kontext des Darwinismus-Diskurses seiner Zeit“. In: *Stormlektüren (FS für Karl Ernst Laage)*. Hg. von Gerd Eversberg u. a. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 47–58.
- Fauth, Soren R.: *Der metaphysische Realist. Zur Schopenhauer-Rezeption im Spätwerk*. Göttingen: Wallstein 2007.
- Fontane, Theodor: *Große Brandenburger Ausgabe*, 36 Bände. Hg. von Gotthard Erler, Berlin: Aufbau 1994–2011.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Übers. von Ulrich Köppen. 14. Aufl. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.
- Geulen, Eva: *Worthörig wider Willen. Darstellungsproblematik und Sprachreflexion in der Prosa Adalbert Stifters*. München: ludicium 1992.
- Goethe, Johann Wolfgang: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände*. Hg. von Friedmar Apel u. a. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag 1986–1999.
- Goldammer, Peter: „Culpa patris? Theodor Storms Verhältnis zu seinem Sohn Hans und seine Spiegelung in den Novellen ‚Carsten Curator‘ und ‚Hans und Heinz Kirch‘“. In: *Stormlektüren (FS für Karl Ernst Laage)*. Hg. von Gerd Eversberg u. a. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.
- Helmstetter, Rudolf: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*. München: Fink 1998.
- Hempel, Dirk: „Spieler, Spekulanten, Bankrotteure. Bürgerlichkeit und Ökonomie des Realismus“. In: *Denn wovon lebt der Mensch? Literatur und Wirtschaft*. Hg. von Dirk Hempel u. Christine Künzel. Frankfurt/M. u. a.: Lang 2009, S. 97–116.
- Hessing, Jakob: „Verlustmeldungen. ‚Zum wilden Mann‘ – drei Interpretationen“. In: *Raabe-Jahrbuch* (1997), S. 72–102.
- Hildebrand, Bruno: *Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft*. Frankfurt/M.: Literarische Anstalt 1848.

- Hoffmann, Volker: „Zum wilden Mann“. Die anthropologische und poetologische Reduktion des Teufelspaktthemas in der Literatur des Realismus am Beispiel von Wilhelm Raabes Erzählung“. In: *Schiller-Jahrbuch* 30 (1986), S. 472–492.
- Hutter, Michael: „Wertwechselstrom. Zum Verhältnis zwischen ökonomischem und ästhetischem Wert“. In: *Wert Wechsel. Zum Wert des Kunstwerks*. Hg. von Susanne Anna u. a. Köln: König 2001, S. 27–66.
- Jackson, David: „Frauenopfer und Frauenverrat. Theodor Storms Novelle ‚Carsten Curator‘“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 48 (1999), S. 43–56.
- Jahraus, Oliver: „Unrealistisches Erzählen und die Macht des Erzählers. Zum Zusammenhang von Realitätskonzeption und Erzählinstanz im Realismus am Beispiel zweier Novellen von Raabe und Meyer“. In: *ZfdPh* 122 (2003), S. 218–236.
- Jeong, Hang-Kyun: *Dialogische Offenheit. Eine Studie zum Erzählwerk Theodor Fontanes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001, S. 34–59.
- Kates, Steven: *Say's Law and the Keynesian Revolution. How Macroeconomic Theory Lost its Way*. Northampton, Cheltenham: Elgar 1998.
- Kaudelka-Hanisch, Karin: *Preußische Kommerzienräte in der Provinz Westfalen und im Regierungsbezirk Düsseldorf (1810–1918)*. Hagen: v.d. Linnepe 1993, S. 42–47.
- Knies, Karl: *Die politische Oekonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode*. Braunschweig: Schwetschke 1853.
- Konrad, Susanne: „Fontanes ‚L'Adultera‘. Eine kritische Wahlverwandtschaften-Lektüre“. In: *Kleine Lauben, Arcadien und Schnabelewopski. Festschrift für Klaus Jeziorkowski*. Hg. von Ingo Wintermeyer. Würzburg: Königshausen & Neumann 1995, S. 81–93.
- Krobb, Florian: *Erkundungen im Überseeischen. Wilhelm Raabe und die Füllung der Welt*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 133–160.
- Laage, Karl Ernst: „Culpa patris, die Schuld des Vaters“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 46 (1997), S. 7–12.
- Laage, Karl Ernst: „Die Schuld des Vaters in Theodor Storms Novelle ‚Carsten Curator‘“. In: *Schriften der Storm-Gesellschaft* 44 (1995), S. 7–22.
- Laufhütte, Hartmut: „Der ‚Nachsommer‘ als Vorklang der literarischen Moderne“. In: *Adalbert Stifter. Dichter und Maler, Denkmalpfleger und Schulmann. Neue Zugänge zu seinem Werk*. Hg. von Hartmut Laufhütte u. Karl Möseneder. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 486–507.
- Leucht, Robert: „Ordnung, Bildung, Kunsthandwerk. Die Pluralität utopischer Modelle in Adalbert Stifters ‚Der Nachsommer‘“. In: *Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit*. Hg. von Michael Gamper u. Karl Wagner. Zürich: Chronos 2009, S. 289–306.
- Locke, John: *Essay, Concerning human understanding*. Hg. von Peter Nidditch. Oxford: Clarendon Press 1975.
- Lühe, Irmela: „‚Wer liebt, hat recht‘. Fontanes Berliner Gesellschaftsroman ‚L'Adultera‘“. In: *Fontane-Blätter* 61 (1996), S. 116–133.
- Mann, Thomas: *Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher*. Hg. von Eckhart Heftich u. a. Frankfurt/M.: Fischer 2002 ff.
- Meyer, Hermann: „Theodor Fontane ‚L'Adultera‘ und ‚Der Stechlin‘“. In: *Theodor Fontane*. Hg. von Wolfgang Preisendanz. Darmstadt: WBG 1973, S. 201–232.
- Mill, John Stuart: *Einige ungelöste Probleme der politischen Ökonomie*. Übers. von Karin de Sousa Ferreira. Hg. von Hans G. Nutzinger. Frankfurt/M.: Campus 1976.
- Muschg, Adolf: „Der leere Blutstuhl. Einige Bemerkungen über Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘“. In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* (1993), S. 85–93.

- Müller-Seidel, Walter: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart: Metzler 1975.
- Parr, Rolf: „Materielle und semantische Tauschprozesse in Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘“. In: *Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen*. Hg. von Georg Mein u. Franziska Schöbfler. Bielefeld: Transcript 2005, S. 275–290.
- Pfeiffer, Peter C.: „Adalbert Stifter’s Money Thing“. In: *Stifter-Jahrbuch* 11(2004), S. 80–86.
- Plett, Bettina: „L’Adultera“. In: *Fontanes Novellen und Romane*. Hg. von Christian Grawe. Stuttgart: Reclam 2004, S. 65–91.
- Priddat, Birger P.: *Produktive Kraft, sittliche Ordnung und geistige Macht. Denkstile der deutschen Nationalökonomie im 18. und 19. Jahrhundert*. Marburg: Metropolis 1998.
- Radecke, Gabriele: „Fontanes Arbeitsweise. Textgenetische Studien zu ‚L’Adultera‘“. In: *Theodor Fontane. Neue Wege der Forschung*. Hg. von Bettina Plett. Darmstadt: WBG 2007, S. 212–229.
- Raphael, David D.: *Adam Smith*. Übers. von Udo Rennert. Frankfurt/M., New York: Campus 1991.
- Roebling, Irmgard: *Wilhelm Raabes doppelte Buchführung. Paradigma einer Spaltung*, Tübingen: Niemeyer 1988.
- Roscher, Wilhelm: *Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach geschichtlicher Methode*. Göttingen: Dieterich 1843.
- Roscher, Wilhelm: „Die Produktionskrisen auf die letzten Jahrzehnde“. In: *Die Gegenwart. Eine enzyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände*, Bd. III. Leipzig: Brockhaus 1850, S. 721–758.
- Roscher, Wilhelm: *System der Volkswirtschaft*. 3 Bde. Stuttgart: Cotta 1857–1881.
- Say, Jean-Baptiste: *Darstellung der Nationalökonomie oder der Staatswirthschaft [...]*. Übers. von Darl Eduard Morstadt. Heidelberg: Oswald 1818–1819.
- Schöbfler, Franziska: *Börsenfieber und Kaufrausch. Ökonomie, Judentum und Weiblichkeit bei Theodor Fontane, Heinrich Mann, Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Émile Zola*. Bielefeld: Aisthesis 2009.
- Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. Übers. u. hg. von Horst Claus Recktenwald. 12. Aufl. München: Dtv 2009.
- Sowell, Thomas: *Say’s Law. An Historical Analysis*. Princeton: Princeton UP 1989.
- Stäheli, Urs: *Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2007.
- Stifter, Adalbert: *Sämmtliche Werke*. Hg. von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag: Calve’sche Universitätsbuchhandlung, Reichenberg: Franz Kraus 1904–1939.
- Thielking, Sigrid: „Du hast sozusagen der ganzen Gegend die Phantasie verdorben“. Raabeskes Erzählen am Beispiel der Fallgeschichte ‚Zum wilden Mann‘. In: *DU* 59/6 (2007), S. 36–47.
- Thürmer, Wilfried: „Entfremdetes Behagen. Wilhelm Raabes Erzählung ‚Zum wilden Mann‘ als Konkretion gründerzeitlichen Bewußtseins“. In: *Raabe-Jahrbuch* (1976), S. 151–161.
- Turk, Horst: „Die Schrift als Ordnungsform des Erlebens. Diskursanalytische Überlegungen zu Adalbert Stifter“. In: *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft*. Hg. von Jürgen Fohrmann u. Harro Müller. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1988, S. 400–417.
- Vogl, Joseph: *Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen*. München: Sequenzia 2002.

Wagner, Karl: „Patriarchalisches Stilleben‘? Ein sozialgeschichtlicher Versuch über Stifters ‚Nachsommer‘“. In: *Stifter-Vierteljahresschrift* 19 (1980), S. 139–165.

Walter-Schneider, Margret: „Das Unzulängliche ist das Angemessene. Über die Erzählfigur in Stifters ‚Nachsommer‘“. In: *Schiller-Jahrbuch* 34 (1990), S. 317–342.